

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

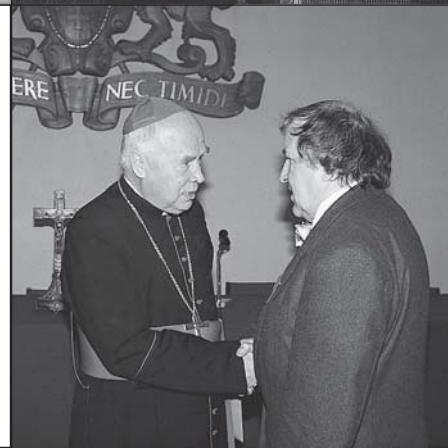
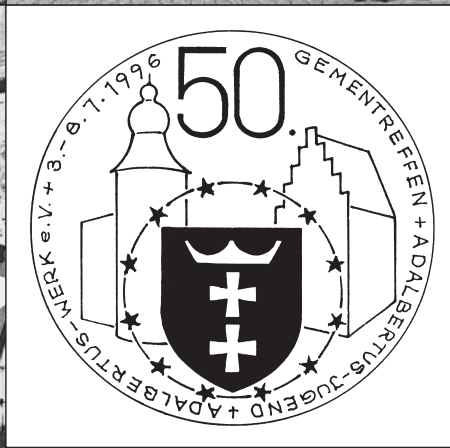
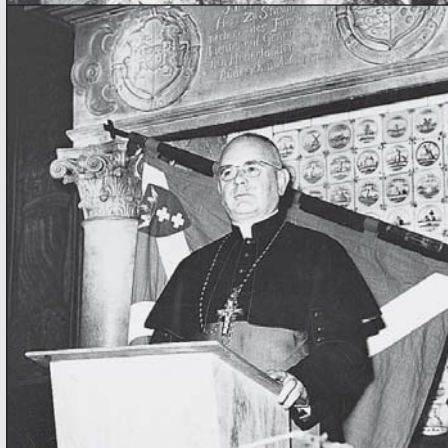
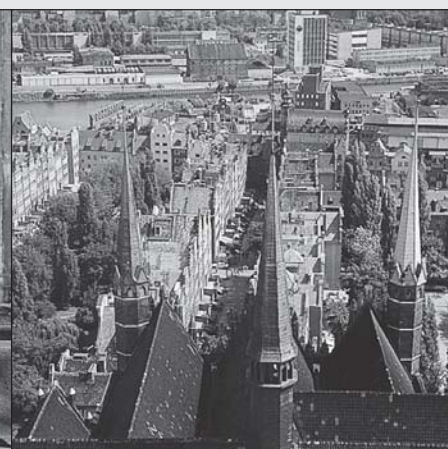
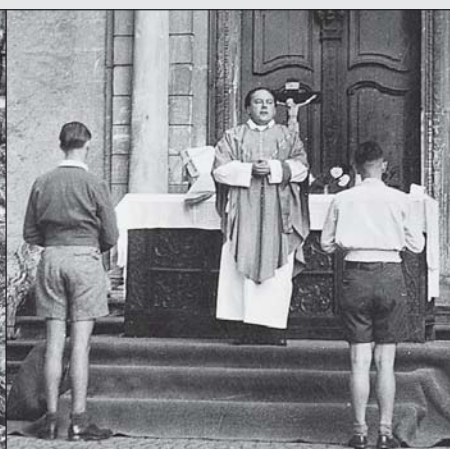
adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



FESTSCHRIFT ZUM 50. GEMENTREFFEN

INHALT

50 x Gemen

Gerhard Nitschke Seite 2

Grußworte

Seite 4

Jahre des Unheils – Jahre des Heils

Geistliches Wort

Msgr. Johannes Goedeke Seite 10

Danzig – Wurzel unserer Arbeit

Gerhard Erb Seite 11

Phönix aus der Asche

Wie sich die heutigen Danziger mit ihrer Stadt identifizieren

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis Seite 12

Die Kirche Danzigs nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Entwicklung in Danzig

Prof. Dr. Tadeusz Bach Seite 13

Die Entwicklung in Deutschland

Msgr. Johannes Goedeke Seite 16

St. Adalbert und St. Dorothea

Patrone des Versöhnungsdienstes

Gerhard Nitschke Seite 20

Ehrenbürger der Stadt Danzig

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis Seite 21

Das deutsch-polnische Verhältnis seit der Wende

Aus deutscher Sicht:

Verantwortung der geistigen Eliten

Dr. Theo Mechtenberg Seite 23

Aus polnischer Sicht:

Kein Ende der Geschichte

Adam Krzemiński Seite 24

Wie es anfang – Erinnerungen

an die ersten Gementreffen

Winfried Derow Seite 25

Chronologie und Leitworte der

50 Gementreffen

Seite 26

Besondere Aspekte der Arbeit in Gemen

Wandel der Inhalte und Arbeitsweise

Adalbert Ordowski Seite 27

Investition in die Zukunft

Monika Wienhold-Quecke Seite 28

Gebet für Frieden und Versöhnung

Viola Nitschke Seite 29

Von Agnes Miegel bis Paweł Huelle

Norbert Czerwinski Seite 30

Sie sprachen in Gemen

Themen und Referenten der

letzten 10 Jahre Seite 31

Neue Chancen des Brückenschlags Deutsch-polnische Begegnungen in Gemen und Danzig

Alfred Ordowski Seite 32

Jugendbegegnungen in Gemen und Danzig

Andrea Gawrich Seite 33

Stimmen der Partner in Polen

„Freude an Begegnungen mit Polen“

Dr. Marek Prawda Seite 34

Die „Gemenner Danziger“

Tadeusz Dacewicz Seite 34

„Eine feste Brücke zwischen Polen und Deutschen“

Ursula Radtke Seite 35

„Die Zukunft braucht unsere Hände“

Janine Karnas Seite 36

„Rückkehr zu den schönsten Traditionen dieser Stadt“

Prof. Jan Winklewski Seite 36

ZUM TITELBILD

Von links oben nach unten rechts:

Danzig 1945, Frauengasse ● Gemen 1949, hl. Messe im Burghof mit Dr. Wothe ● Danzig 1992, Blick auf die Frauengasse von St. Marien ● Bischof Splett, Gemen 1960 ● Erzbischof Gocłowski und Gerhard Nitschke, Danzig 1995 ● Burg Gemen, Turm mit Danziger Fahne ● Gemen 1992, Festliche Stunde: Bischof A. Sliwinski, Elbing, Prälat J. Bieler, Botschafter J. Reiter, Vicewojwode J. Borzyszkowski, Danzig ● Oliva, Mittelschiff der Kathedrale, 1988.

Weitergabe des Erbes – „Gemen“ –

Anstoß für Studium – Beruf – Leben

Gerhard Nitschke Seite 37

Danziger Musikgeschichte:

„Paul Siefert“

Viola Nitschke Seite 38

Polnische Presse in der Freien

Stadt Danzig

Stephan Erb Seite 39

Forschung über

die „Dienststelle Schmelz“

Claudia Gawrich Seite 40

Geschichte verschiedener

Opfergruppen

Andrea Gawrich Seite 41

Ostorientierung: Schwerpunkte

Polen und DDR

Wolfgang Nitschke Seite 41

Dienst in Kreisau

„Ein europäischer Lernprozeß“

Stephan Erb Seite 42

Sprecher und Vorstandsmitglieder

in den letzten 10 Jahren

Seite 43

Wir erinnern uns ihrer in Dankbarkeit

Christel Gollmann Seite 44

Ostdeutsche Kulturarbeit im

Kreis Borken

Gerd Hilbing Seite 47

50 Jahre Jugendburg Gemen

Ludger Vennenbernd Seite 49

Ein besonderes Grußwort am Schluß

Josef Rommerskirchen Seite 51

Gemen-Lied und Gemen-Gedicht Seite 52

Ein halbes Jahrhundert ist im Zeitmaß Gottes nur eine kleine Zeitspanne, in Relation zu einem Menschenalter jedoch schon ein „Stück Geschichte“, an dessen Einzelheiten sich zu erinnern oft schwer fällt. Doch wird Geschichte nicht so sehr von Daten und Fakten bestimmt, als von Personen, die – positiv oder negativ – anregen, beeinflussen, handeln – und damit oft Dinge in Bewegung setzen, die „geschichtsträchtig“ werden.

Und so soll am Beginn dieser Festschrift vor allem des Mannes gedacht sein, an dessen spontaner Initiative es lag, daß es das im August 1947 gab: jene erste Nachkriegsbegegnung von über 400 jungen Menschen auf einer Burg im Münsterland, die entweder aus ihrer Heimatstadt Danzig noch vor deren Zerstörung durch die Flucht entkommen konnten oder aber die „Hölle“ ihres Untergangs im März 1945 überlebt hatten, nun jedoch auf dieser Burg Tage der Tröstung und tiefer Begegnung erleben durften, verbunden im gemeinsamen Glauben und durch das heimatliche kulturelle und kirchliche Erbe.

Es war Dr. Franz Josef Wothe – damals erst 36 Jahre alt, „Ruhpötlter“ – wie man so sagt – aus Bottrop von Geblüt, doch seit 1940 auf eigene Wahl und durch die von Bischof Carl Maria Splett in der Olivaer Kathedrale erteilte Weihe Priester der Diözese Danzig, der selbst den Untergang seiner Wahlheimatstadt und die Vertreibung daraus erlebt hatte.

In der Festschrift zum 10. Gementreffen schildert er, wie ihn anlässlich einer Jugendwallfahrt nach Kevelaer im Mai 1947, bei der er gepredigt hatte, Bernhard Wormland, der Burgkaplan der erst einige Monate zuvor durch die Diözese Münster gepachteten Burg Gemen, zu einer Besichtigung seiner neuen Wirkungsstätte eingeladen habe. Trotz des desolaten Zustandes der Burg – die in den letzten Kriegsmonaten als Notlazarett und Ausländerlager gedient hatte und zu guter Letzt ausgeplündert worden war, nun aber als Jugendburg der Diözese ausgebaut werden sollte – entschlossen sich Burgkaplan Wormland und Dr. Wothe, schon für wenige Monate danach im August 1947 ein Jugendtreffen der vertriebenen Danziger Katholischen Jugend einzuberufen.

Daß diese Absicht – schon allein organisatorisch – im damaligen geteilten und zerstörten Deutschland gelang –, grenzt an ein „Wunder“ und ist sicher im wesentlichen eine Leistung Dr. Wothes gewesen. Wichtiger jedoch war, vor allem in Hinblick auf die weitere Entwicklung und somit auch für die Wertung des jetzt zu feiernden Jubiläums, das Gelingen dieser Absicht in anderer Hinsicht, und auch das ist in hohem Maße dem Charisma dieses Mannes zu verdanken.

Es gibt vom ersten Gementreffen einen ausführlichen Bericht, der in sehr unmittelbarer Weise das Erlebnis dieser Tage und besonders – wie sie dort genannt wird – „die geistig-religiöse Linie“ festhält. Es wird aus diesen Zeilen deutlich, daß eben diese

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend, Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion: Gerhard Nitschke, Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf, Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService, An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf, Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr. Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

„Linie“ – und damit der Beginn derjenigen, die sich im Grunde bis heute fortsetzt – auch ganz wesentlich von Dr. Wothe vorgezeichnet wurde. Er war es, der das erste gemeinsame hl. Opfer im Burghof am 22. August 1947 mit den Mädchen und Jungen hielt, er war es, der anschließend den ersten religiösen Arbeitskreis über „Das Bild des christlichen Menschen“ leitete, dem dann täglich weitere Themen unter seiner Anleitung folgten. Ziel seiner geistigen Vorgaben war es, dieser entstehenden Gemeinschaft am Anfang ihre Fundamente aufzuweisen und eine Ausrichtung zu geben, damit sie nicht in Trauer und Erinnerung „hängen blieb“, sondern sich mutig nach vorn wandte. („Vertriebenenseelsorge muß Seelsorge nach vorn sein“ war auch später, als er Apostolischer Visitator der Danziger Katholiken war, ein häufig geäußelter Programmsatz von Prälat Wothe).

Die im Leitwort des ersten Gementreffens benannten Fundamente der Gemeinschaft

chen Leides bei den meisten der Teilnehmer noch vor Augen stand und nachwirkte. Doch es blieb nicht bei dieser einmaligen verbalen Geste, sondern die Geschichte der Gemeinschaft und besonders der Gementreffen beweist, daß der 1947 erkannte Auftrag zum Dienst an der Verständigung und Versöhnung – zugleich aber auch zum Dienst an der Kirche, an der alten und neuen Heimat und an Europa – als ein permanenter erkannt wurde. Wer die *Chronologie der Leitworte der 50 Gementreffen* in dieser Festschrift durchliest, erkennt, daß die 1947 begonnene „Linie“ nie verlassen wurde, auch wenn es in mehr als vier Jahrzehnten oft schwer war, wider die Realitäten der politischen Situation die Hoffnung auf den möglichen Tag eines beginnenden tatsächlichen Dialogs der Versöhnung zu bewahren. Auch hier war es immer wieder Prof. Dr. Wothe – insbesondere dann in seiner Zeit als erster Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes und als Apo-

auf unsere Heimat. So soll auch diese Festschrift zum „Goldjubiläum“ – die an Umfang alle ihre Vorgängerinnen übertrifft – zum einen vor allem die Entwicklung und die besonderen Aspekte der Arbeit unserer Gemeinschaften in den letzten 10 Jahren darstellen, die durch die politische „Wende“ von 1989/90 so entscheidend neue Impulse erhalten hat. Zum anderen wird erneut unsere Heimat in ihr einen großen Platz einnehmen, und zwar auch in einer Akzentuierung, die erst durch die „Wende“ möglich geworden ist. Zum ersten Mal gibt es eine Reihe von Mitautoren aus Polen – besonders aus Danzig –, einige Themen werden aus *deutscher und polnischer Sicht* behandelt. Besonders erfreulich sind auch die Beiträge aus der jüngeren Generation. Dank gilt allen Autoren, ob ihre Beiträge kurz oder lang sind. Verständnis bitten wir für manche Kürzungen, doch wäre die Festschrift ohne solche nicht mehr bezahlbar gewesen. Daß wir sie finanzieren können, verdanken wir erneut – wie schon vor 10 Jahren – einer Beihilfe des Kreises Borken, vermittelt durch den Herrn Oberkreisdirektor Pingel, dem langjährigen Interessenten an unserer Arbeit. Besonders beachtenswert sind in dieser Jubiläumsausgabe die Grußworte, sowohl in Hinblick auf die Zahl als auf den Rang ihrer Verfasser im kirchlichen und öffentlichen Leben. Wir sind dafür sehr dankbar, vor allem für die zum Teil außerordentlichen Würdigungen unserer Arbeit darin.

Ein besonderer Dank gilt schließlich dem Realisator des „*adalbertusforums*“ seit nun zwei Jahren, Willi Wilczek, inzwischen Mitglied des Adalbertus-Werkes, ohne dessen – auch zeitlich – unorthodoxe Arbeitsweise bisher weder eine Normalausgabe noch diese Festschrift fertig geworden wäre.

Als sich im August 1947, vor 49 Jahren, über 400 Danziger katholische Jugendliche auf den Weg nach Gemen machten, kannte wohl kaum einer die Burg. Als sie diese am 26. August wieder verließen, war ihnen ein „Stückchen Heimat“ geschenkt worden. Es begann damit auch ein Kapitel Danziger Geschichte, dem bis heute immer wieder neue Seiten hinzugefügt wurden. Und so wie Prof. Januszajtis es im vorigen Jahr zum Ausdruck brachte, finden nun auch die heutigen Danziger auf der Burg ein „Stück Heimat“, gemeinsam mit uns.

„Gott schreibt gerade – auch auf krummen Zeilen“, so steht es als Motto über Paul Claudels großem Drama „Der seidene Schuh“. Ich meine, auch wir haben das in der 50jährigen Gemen-Geschichte immer wieder erfahren, nicht zuletzt dadurch, das er uns Kraft schenkte, nicht zu verzagen, aber seit der „Wende“ auch die Chance, an der Erfüllung der 1947 zum Ausdruck gebrachten Hoffnung selbst mitzuwirken, gemeinsam mit unsern Freunden in Polen. Gebe ER uns dafür weiter Mut und Ausdauer, hinein in ein sechstes Jahrzehnt, denn zu tun gibt es noch unermesslich viel im Dienst an Kirche – Heimat – Europa.

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes

50 x „Gemen“

Dienst an Kirche – Heimat – Europa

waren „Christustreue“ und „Heimatliebe“, wobei beides im Sinne Dr. Woths nicht statisch sondern nur dynamisch verstanden werden konnte. Es ging nicht darum, die Treue zu Christus und die Liebe zur Heimat nur zu bewahren, sondern beides wirksam zu machen in einer neuen Situation, einer neuen Umgebung.

Das hieß in Hinblick auf den Dienst an der Kirche, mitzuarbeiten an der Neugestaltung kirchlichen Lebens im Nachkriegsdeutschland nach 12 Jahren der Unterdrückung. Daß die jungen Menschen von 1947 diesen Auftrag ernst nahmen, zeigt, daß in den Folgejahren viele von uns im den Gliederungen des neuentstehenden BDKJ führend tätig waren, fünf Danziger allein als Diözesanführer.

Das hieß in Hinblick auf den Dienst an der Heimat folgerichtig, auch hier an deren Zukunft zu denken und für diese zu handeln. Diese konnte – und das wußten die Teilnehmer des ersten Gementreffens schon damals sehr genau – das Geschehene nicht ausklammern oder rückgängig machen. Zukunft für die Heimat konnte nur auf dem Boden der Aussöhnung mit jenen gelingen, die nun dort lebten. Und so geschah es, daß die Teilnehmer schon des ersten Gementreffens bereitwillig jene „Botschaft an die Katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig“ annahmen, angestoßen und wohl auch im wesentlichen formuliert ebenfalls von Dr. Wothe.

Auch aus heutiger Sicht kann diese Bereitschaft der jungen Menschen von 1947 nicht hoch genug eingeschätzt werden, wenn man berücksichtigt, wie unmittelbar damals die Erfahrung unerhörten persönli-



1949, Meßfeier im Burghof.

stolischer Visitator – der uns Mut zusprach, bis hin zu seinem letzten Schreiben, wenige Wochen vor seinem Tod, an die Teilnehmer des 48. Gementreffens 1994, das mit den Worten schließt: „Es gibt noch immer nicht ausgeheilte Wunden! Aber mit Geduld und Liebe wollen wir weitermachen. Ich mache Euch Mut dazu.“

Das 50. Gementreffen kann Prälat Wothe nicht mehr miterleben, doch seine geistige Gegenwart wird in diesen Tagen sicher unter uns spürbar werden und hoffentlich auch weiterhin in unserem Handeln. Das Fest selbst soll auch ein Zeichen des Dankes setzen für den Initiator und Förderer, ebenso auch die Festschrift, in der an manchen Stellen an ihn erinnert wird.

Diese ist schon die sechste im Verlaufe der „Gemen-Geschichte“, und folgt denen aus Anlaß des 10., 20., 25., 30., und 40. Gementreffens. In allen ist versucht worden, Geschichte festzuhalten, vornehmlich mit Blick auf die jeweils aktuelle Zeitspanne, aber auch stets mit einem Blick zurück zu den Anfängen und Ursprüngen, sowohl in bezug auf unsere Gemeinschaften, als auch

Grußworte

DER VORSITZENDE DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ

Liebe Mitchristen,

ein halbes Jahrhundert nach Ende des Zweiten Weltkrieges, nach Flucht und Vertreibung treffen Sie, die Danziger Katholiken, zum 50. Mal auf Burg Gemen zusammen, um Zeichen der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn zu setzen und Wege in eine gemeinsame, friedliche Zukunft Europas zu erkunden.

Die ideologische und machtpolitische Polarisierung zwischen Ost und West hat unseren Kontinent bei Ihrem ersten Zusammentreffen und dann Jahrzehnte hindurch geprägt. Den Verlust Ihrer Heimat hat sie unumkehrbar gemacht. Der Schmerz darüber hat Sie nicht verbittert, sondern zu Vorkämpfern für eine bessere Zukunft gemacht.

Heute erleben wir, wie sich eine über vier Jahrzehnte auf uns lastende Gegenwart mit ungeahnter Geschwindigkeit in Vergangenes wandelt, wie die unglücklichste Epoche der Geschichte Europas ihren Abschluß findet und uns die Freiheit zurückgegeben wird, die Zukunft Europas zu gestalten. Diese Freiheit zu nutzen, dazu sind im besonderen Maße die Christen in West und Ost aufgerufen. Wir können dieser Aufgabe nur gerecht werden, wenn es gelingt, die Wunden in unseren Herzen zu heilen und die Versöhnung zwischen unseren Völkern zu vollenden.

Die Danziger Katholiken zählen zu den ersten, die diesen damals unendlich erscheinenden Weg mutig und aufrichtig beschritten und damit vielen anderen ein Beispiel gegeben haben.

Heute hat die Begegnung der Menschen, insbesondere der Jugend, eine Breite erreicht, die noch vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten wurde. Dies gilt in besonderem Maße für die Katholiken in Deutschland und Polen.

Das diesjährige Gementreffen steht unter dem Leitwort: „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“. Ich wünsche Ihnen und den Gästen aus unseren Nachbarländern, über deren Teilnahme ich mich besonders freue, daß das 50. Gementreffen zum Dialog der Europäer einen bleibenden Beitrag leisten möge.

Mit freundlichen Grüßen und Gottes Segen für Sie alle

Ihr

+ *Karl Lehmann*

Bischof Karl Lehmann

DER METROPOLIT VON DANZIG

Sehr geehrte Damen und Herren, erneut treffen Sie sich in Gemen, in der großen Familie der Danziger, um Tage des Gebets und der Reflexion über die eigenen Wurzeln, denen Sie entsprungen sind, und über die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Danzigern, die vor dem Jahre 1945 Bürger dieser Stadt waren, und denen, die es heute sind, zu erleben. Doch Danzig, die tausendjährige Stadt, die der heilige Adalbert getauft hat, ist unser gemeinsames Elternhaus, in das alle, die aus

persönliche Kultur, tiefen christlichen Humanismus und schließlich ein besonders beispielhaftes Leben in der Gemeinschaft der Kirche und getreu dem Magisterium Ecclesiae. Das ist eine große Aufgabe, die vor den heute in Europa lebenden Christen liegt. Ich freue mich sehr, daß in Gemen auch Angehörige der Völker vertreten sind, die infolge des Krieges auf dem Balkan so sehr gelitten haben, und desgleichen Angehörige des litauischen, ukrainischen und tschechischen Volkes.

Verzeihen Sie mir, meine Damen und Herren, daß ich auch diesmal nur im Geiste mit Ihnen sein kann. Ein Treffen meiner Kolle-



Teilnehmer am Gementreffen 1954.

ihm stammen, immer wieder heimkehren können und jedes Recht dazu haben.

In diesem Jahr weiten Sie ihre Reflexion auf unser gemeinsames europäisches Haus aus. Und das ist enorm wichtig. Ich selbst gehöre einer Generation an, die den Krieg und alle seine Greuel erlebt hat, aber auch die Nachkriegsjahre mit dem aufgezwungenen kommunistischen System, das auf dramatische Weise seinen Stempel auch dem deutschen Volk aufgedrückt hat. Mitteleuropa konnte die Fesseln der Bedrückung dank der großen Solidarność-Bewegung abstreifen, die in unserer Stadt geboren wurde. Als Angehörige einer Generation, die den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, gehören wir auch einer Generation an, die heute in einem freien Polen und in einem vereinigten Deutschland leben kann.

Aber es besteht noch ein Problem: die Erschütterung der christlichen Identität Europas. Hier handelt es sich um eine ernste Gefahr. Und sie hat verschiedene Ursachen. Persönlich würde ich auf zwei verweisen: auf die Säkularisierung, die aus Feindseligkeit gegen die Werte des Evangeliums resultiert, und auf eine sich immer stärker bemerkbar machende religiöse Gleichgültigkeit, die sich zu agnostizistischen Einstellungen auswächst. Diesen beiden Tendenzen gilt es, sich entgegenzustellen. Aber wie? Durch eine von der Gründung auf die christlichen Werte geprägten

gen, mit denen ich vor 40 Jahren die Priesterweihe empfangen habe, macht es mir unmöglich, nach Gemen zu kommen.

Ich sende Ihnen allen den Ausdruck meiner tiefen Wertschätzung, herzliche Grüße und meinen innigen Segen

+ *Erzbischof Józef Glemp*

Erzbischof Józef Glemp

DER ERZBISCHOF VON KÖLN

Sehr geehrte Damen und Herren!

Für die Zeit vom 3. bis 8. Juli 1996 haben Sie sich auf der Burg Gemen bei Borken in Westfalen eingefunden, um das 50. Gementreffen der in Deutschland lebenden Danziger Katholiken zu begehen. Aus diesem Anlaß übersende ich Ihnen gerne meine Glück- und Segenswünsche.

Die persönliche Lebensgeschichte vieler Teilnehmer an Ihrem 50. Gementreffen wird bestimmt sein von den beiden großen Verirrungen menschenverachtender Ideologien, die das Gesicht unseres Jahrhunderts geprägt haben, der Nazierrschaft und der kommunistischen Diktatur. Wieviel Leid und Not haben diese beiden

menschenverachtenden Ideologien in den vergangenen Jahrzehnten über die Völker Europas gebracht! Dank der Gnade Gottes steht das Jahr 1989 für den Beginn eines neuen Europas, das in der gegenseitigen Vergebung der durch Nazi Herrschaft und Kommunismus hervorgerufenen Heim-suchung ein Fundament zur Versöhnung seiner Völker sieht.

Bei der Gestaltung dieses neuen Europas dürfen wir Christen nicht fehlen. Denn damit sich die schrecklichen Geschehnisse vergangener Tage nicht wiederholen, ist es notwendig, daß wir dieses neue Europa mit unserem Glauben und unserer christlichen Hoffnung durchdringen. Wir dürfen deshalb nicht zu Emigranten in der Welt von heute werden, sondern müssen wie ein Sauerteig in sie hineinwirken. Hier ist unser christliches Zeugnis der Herrlichkeit der Auferstehung, die uns verheißt ist, gefordert. Ein solches Zeugnis jedoch kann nur der ablegen, der das Dunkel von Kreuz und Leid durchmessen hat. Der menschliche Verstand allein wird sich dieser Verknüpfung stets entziehen. Es ist die Kraft des göttlichen Geistes, der uns die Verknüpfung erschließt und uns zum Zeugnis für diese Welt befähigt.

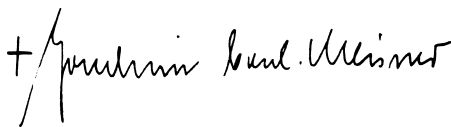
So bietet Ihnen Ihr Jubiläum nicht nur Anlaß zur Rückschau, sondern gibt auch neue Impulse zur Bewältigung von Gegenwart und Zukunft. Ich bitte Sie herzlich:

Halten Sie wie Ihre Vorfahren am christlichen Glauben fest – gerade in einer Zeit, in der viele meinen, ohne Gott auskommen zu können! Europa hat im gegenwärtigen Prozeß eines engeren Zusammenwachsens nichts notwendiger, als diesen Glauben an Gott, der Fundament jedweden politischen und gesellschaftlichen Handelns sein muß. Nur so wird es gelingen, ein humanes und wertorientiertes Europa zu schaffen, in dem auch Platz für die Armen, die zu kurz gekommenen, die Schwachen, die Alten und Kranken ist.

Nur in einem solchen christlichen Europa wird der Wert des Lebens, auch des ungeborenen Lebens, geschützt sein, weil Politik und Gesellschaft um die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott wissen. Dabei dürfen wir alle auf die Verheißung Christi, des Herrn der Geschichte, vertrauen, der gesagt hat: „*Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!*“ (Mt 28,20).

In diesem Sinne wünsche ich Ihrem 50. Gementreffen sowie Ihrer zukünftigen Arbeit Gottes Segen und bin mit allen guten Wünschen

Ihr



Joachim Kardinal Meisner

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND DER BUNDESKANZLER

Alle in Deutschland lebenden Danziger Katholiken und ihre Gäste, die am 50. Treffen auf der Burg Gemen in Westfalen teilnehmen, grüße ich sehr herzlich.

Bereits seit ihrem ersten Treffen im Jahr 1947 haben sich Danziger Katholiken in Deutschland in unermüdlicher Weise für die Verständigung und Versöhnung mit unseren ostmitteleuropäischen Nachbarvölkern, insbesondere mit Polen, eingesetzt – und damit Friedensarbeit im wahrsten Sinne des Wortes geleistet.

Der politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandel in Mittel-, Ost- und Südosteuropa ist erfreulicher Anlaß, uns wieder stärker darauf zu besinnen, daß die Völker unseres Kontinents tiefe gemeinsame religiöse und kulturelle Wurzeln haben. Dieses gemeinsame Erbe ist ein starkes Band, das Europa zusammenhält und in Zukunft weiter zusammenschließen wird.

Wir brauchen auch heute das Engagement von Christen in Politik und Gesellschaft, um Europa auf dem abendländischen Fundament, das wesentlich vom Geist des Christentums geprägt ist, zu vereinen. Der christliche Glaube verpflichtet uns, stets und überall für Ausgleich, Verständigung und Versöhnung zwischen Menschen und Völkern einzutreten. Die Danziger Katholiken in Deutschland leisten mit ihrem diesjährigen Jubiläumstreffen, das unter

dem Leitwort „*Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß*“ steht, einen wichtigen Beitrag, um die Grenzen zwischen Nationen zu überwinden und das Bewußtsein für die geistig-kulturelle Dimension Europas zu stärken.

Ich freue mich über Ihren Einsatz für die in die Bundesrepublik Deutschland kommenden Spätaussiedler. Sie hatten in besonderer Weise unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges zu leiden. Voller Hoffnung auf eine neue Zukunft für sich, ihre Kinder und Familien kommen sie zu uns. Indem wir offen und ohne Vorurteile auf sie zugehen, schaffen wir die Basis für ihre erfolgreiche Integration. Dies ist gelebte Nächstenliebe und unverzichtbar für ein gedeihliches Zusammenleben.

Dem Adalbertus-Werk und der Adalbertus-Jugend danke ich für die erneute Vorbereitung und Durchführung dieser wichtigen Begegnung. Ich freue mich, wenn auch zukünftig das menschliche Miteinander, insbesondere auch mit unseren polnischen Nachbarn gepflegt wird.

Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit auf Burg Gemen und Gottes Segen für Sie und Ihre Angehörigen.

Mit freundlichen Grüßen



Helmut Kohl

DER BISCHOF VON MÜNSTER

Liebe Mitchristen!

Zum 50. Mal treffen Sie sich auf der Burg Gemen. Als Ortsbischof sage ich Ihnen ein herzliches Willkommen. Es freut mich, daß Sie nun schon zum 50. Mal auf der Jugendburg Gemen zusammenkommen, um sich dort miteinander um Ausgleich und Versöhnung mit den ostmitteleuropäischen Nachbarvölkern, insbesondere mit Polen, zu widmen. Für dieses Engagement sage ich Ihnen ein herzliches Vergelt's Gott.

In diesem Jahr ist das Thema Ihrer Tagung: „*Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß*“. Um ein gemeinsames Haus Europa bauen zu können, bedarf es des gegenseitigen Kennenlernens, um Vorurteile und Ängste abzubauen. Aber es bedarf auch der gemeinsamen unverrückbaren Werte, die das Fundament des Hauses Europa bilden. Diese Grundpfeiler sind Ehrfurcht vor Gott und Ehrfurcht vor den Menschen. Denn nur so kann das gemeinsame Leben in Würde und gegenseitiger Achtung gelingen. Ihr Zusammensein und Ihr christliches Engagement für das Zusammenwachsen der Völker läßt diese Grundpfeiler, die Grundlage Ihres Denkens sind, deutlich hervorstechen. Für Ihren wichtigen Dienst der Versöhnung danke ich Ihnen. Und ich möchte Sie herzlich ermutigen, zum Wohle der Menschen und zum Lobe Gottes an Ihrem Auftrag und Ihrer Sendung festzuhalten.

So verbleibe ich mit herzlichen Segenswünschen

Ihr



Bischof Dr. Reinhard Lettmann

DER BISCHOF VON HILDESHEIM

In diesem Jahr versammeln sich die in Deutschland lebenden Danziger Katholiken zu ihrem 50. Treffen auf Burg Gemen. Immer waren diese Treffen Marksteine gläubiger Verbundenheit, gesellschaftlichen Engagements und ermutigender Zukunftsorientierung. Zusammen mit Ostpreußen, Sudetendeutschen, Pommern, Schlesiern und anderen haben die Danziger Katholiken so einen wesentlichen Beitrag zum Aufbau der Bundesrepublik als eines verlässlichen, versöhnungsbereiten und verständigungsfähigen Partners in Europa geleistet. So liegt das Thema Ihres Jubiläumstreffens ganz in der inneren Logik des gemeinsam und immer im Blick auf „den anderen“ zurückgelegten Weges: „*Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß*“.

Damit nehmen sie auch die christliche Verwurzelung eines zukünftigen Europa in den Blick und bezeugen, daß „Europa“ nicht einfach nur der Raum strategisch-wirtschaftlicher Verständigung ist. Europas

Zukunft braucht die Erinnerung an seine Herkunft, damit glaubwürdig von seiner Identität gesprochen werden kann. Daß diese Herkunft nicht zuletzt durch die totalitären Regime unseres Jahrhunderts korrumpiert wurde, daß europäische Vergangenheit auch verwundete Herkunft ist und im sich einenden Europa nicht einfach triumphal beerbt werden kann, daran werden gerade Christen, deren erster Blick ja auf das Kreuz Jesu selbst gerichtet ist, immer wieder erinnern. Im Blick auf das Kreuz meint der Dialog der Völker untereinander für Christen zuerst und zentral Versöhnung. Schließlich trat der Auferstandene den Jüngern mit einem Versöhnungswort gegenüber, um sie in die Welt zu senden: „*Friede sei mit euch!*“ (Joh 20,19).

Die Kirche ist gesandt, sich in den europäischen Dialog einzubringen, um auf diesen Maßstab der Versöhnung hinzuweisen. Wenn wir auch aufgrund unterschiedlicher Traditionen von einer vielfältigen Kulturlandschaft Europas sprechen, so werden wir uns immer wieder darauf besinnen, daß die Leitbegriffe unserer Verständigung sich nicht doch heimlich gegen andere richten. Heimat meint immer auch die Heimat des Fremden, Wohlstand meint immer den Wohlstand für alle, besonders in den Ländern Ost- und Südosteuropas, und im Prozeß der kulturellen und wirtschaftlichen

mich mit großem Dank gegenüber Gott. Aber ein herzliches Vergelt's Gott sage ich auch allen, die mit bewundernswertem Einsatz und großer Geduld durch 50 Jahre die so bedeutsamen Gementreffen Danziger Katholiken getragen und gestaltet haben.

In tiefem Dank gratuliere ich zu Ihrem Jubiläumstreffen und wünsche allen, die auch in Zukunft am christlichen Haus Europa mitarbeiten Gottes Segen und Beistand.



Bischof Josef Homeyer

DER BEAUFTRAGTE DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ FÜR FLÜCHTLINGS- UND VERTRIEBENENSELSORGE

Aufbewahren für alle Zeit

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Danziger,

gerne wäre ich bei Ihnen auf der Burg Gemen. Andere terminliche Verpflichtungen lassen aber eine Teilnahme leider nicht

Erlebnisse vor mehr als 50 Jahre liegen schriftlich vor, das ist wichtig.

Ich denke an den Titel des autobiographischen Romans von Lev Kopelev, in dem er seine Lebensgeschichte, seine Zeit als Offizier beim Einmarsch der Roten Armee in Ostpreußen beschreibt: „*Aufbewahren für alle Zeit*“.

Dies ist interessant, liegen doch aus gleicher Zeit und gleicher Gegend Berichte des katholischen Theologen Fittkau und des evangelischen Christen Hans Graf von Lehndorff vor.

Alle drei Berichte sind gekennzeichnet von dem Versuch, persönlich Erlebtes festzuhalten und die Erfahrungen aufzuheben für alle Zeit.

– Fittkau stellt in seinem Buch „Mein dreiunddreißigste Jahr“ als Sinnspitze seiner Erfahrungen und Botschaft für die Nachgeborenen das Wort aus dem Thessalonicher-Brief voran:

„... *... euch im Glauben zu stärken und aufzurichten, daß niemand im Glauben sich irremachen lasse in den gegenwärtigen Bedrängnissen. Ihr wißt ja: hierzu sind wir da*“ (1 Thes 3,2 f).

– Lehndorff schreibt am 9. April 1945 – er ist Leiter eines Lazaretts in Königsberg – angesichts der Einnahme der Stadt durch die Russen:

„*Was ist das eigentlich, so frage ich mich, was wir hier erleben? Hat das noch etwas mit natürlicher Wildheit zu tun oder mit Rache? Mit Rache vielleicht, aber in einem anderen Sinn. Rächt sich hier nicht in einer und derselben Person das Geschöpf am Menschen, das Fleisch an dem Geist, den man ihm aufgezwungen hat? Woher kommen diese Typen, Menschen wie wir, im Banne von Trieben, die zu ihrer äußeren Erscheinung in einem grauenvollen Mißverhältnis stehen? ... Das hat nichts mit Rußland zu tun, nichts mit einem bestimmten Volk oder einer Rasse – das ist der Mensch ohne Gott, die Fratze des Menschen.*“

– Lev Kopelev berichtet von einem jungen Tierarzt, der aus Scham über die in deutschem Namen verübten Verbrechen nicht mehr länger Deutscher sein will.

Seine Antwort an den jungen Mann war: „*Man kann sich nicht von seiner Nation lösen, wie man sich auch nicht von sich selbst lossagen kann, nicht aus sich heraus-springen kann.*“

Und sein Rat lautete 1945:

„Wenn ich Deutscher wäre, würde ich gerade jetzt ganz besonders beharrlich meine Zugehörigkeit zum tragischen Schicksal meiner Heimat bekräftigen.“

Aufbewahren für alle Zeit – auch beim Treffen der Danziger Katholiken in Gemen geht es nun zum fünfzigsten Mal um ein *Aufbewahren*, um ein Aufheben, ein Erinnern. Es geht darum, das Erlebte der Vertreibung aufzuheben, es auf eine andere Ebene zu bringen, in der eigenen Geschichte Heilsgeschichte erkennbar zu machen:

Die Tragik des Heimatverlustes weist über das Irdische weit hinaus auf die ewige



Podiumsdiskussion, Gemen 1961, Ltg. Jochen Behnke, 3. v. r.

Globalisierung wird immer wieder die Vorstellung einer „Festung Europa“ aufzubrechen sein.

Entgegen allen Säkularisierungskrisen wird das zukünftige Europa so wesentlich auf den Fundamenten christlicher Kultur errichtet werden. Dazu haben Sie, liebe Danziger Katholiken, durch das Zeugnis eines Dialogs der Versöhnung einen unentbehrlichen Beitrag in einem halben Jahrhundert geleistet. Diese Treue zur Sendung der Kirche als *Sakrament der Welt* erfüllt

zu. Ich bitte um Ihr Verständnis. Ich möchte aber bei Ihnen präsent sein, wenn auch in der minderen Form eines Grußwortes. Bitte nehmen Sie es wohlwollend an.

In den letzten Monaten ist viel über die Vergangenheit nachgedacht worden. Die 50. Wiederkehr des 8. Mai 1945, der Beginn der Vertreibung 1946 sind Daten, die die deutschen Heimatvertriebenen besonders betreffen. Für sie geht es dabei nicht um theoretische Überlegungen, denn sie sind Zeitzeugen. Manche Erinnerungen an die

Heimat. Theologisch gesprochen: Christen wissen, hinter Karfreitag erscheint Ostern.

Aus diesem Glauben heraus haben die christlichen Kirchen im Wort zum 8. Mai 1995 sagen können:

„Der Glaube an Gottes Güte macht frei, sich zu erinnern und sich der Vergangenheit zu stellen. In dem Ruf nach einem Schlußstrich unter die Vergangenheit können Christen niemals einstimmen. Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung. Wer vergißt, was geschah, reißt den Wegweiser für einen Weg in eine bessere Zukunft aus.“

Es ist auch für die Zukunft ein Programm: Aufzubewahren für alle Zeit die Erfahrungen des Lebens und die Stütze, die der Glaube ist.

Es geht dabei nicht nur um Rückblick und schon gar nicht um Nostalgie. „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“, das diesjährige Thema zeigt den Blick nach vorn. Es ist zu erinnern an unsere Chancen und Pflichten, die allen Menschen bewußt sein müssen, wenn neue Weltkatastrophen verhindert werden sollen. Wir wissen, daß wir in der noch nicht erlösten Welt die Aufgabe haben, für Recht und Frieden einzutreten. Ich bitte Sie, auch in Zukunft mit Gottvertrauen in diesem Sinne weiterzuwirken.



Weihbischof Gerhard Pieschl

DER APOSTOLISCHE VISITATOR DER DANZIGER KATHOLIKEN

Grüß Gott!

Jede Zukunft braucht Herkunft. Danzigs Herkunft gründet sich in der apostolischen Arbeit des hl. Adalbert von Prag. Aus eigenem Erleben der Vertreibung wandte er sich dem Leben nach der Regel des hl. Benedikt zu. In dieser Ordensregel wird in den Kapiteln 31–37 das Leben geordnet. Ein wesentliches Element der Ordnung bildet die stabilitas loci, die innere und äußere Beständigkeit.

In einer Welt, die inneren und äußeren Wandlungen und Veränderungen anhängt und diese zum Programm macht, ist die Regel des hl. Benedikt ruhender Wurzelgrund.

Was an Werten in Europa entstand, gründet auf diesen Fundamenten. Benedikt ist der herausragende Patron Europas, in seiner Nachfolge steht Adalbert. Sein Wirken in Tschechien, Ungarn, Polen und Danzig bestimmt auch die Zukunft dieser Gebiete und ihrer Menschen. Herkunft ist Zukunft. Dazu mögen Benedikt und Adalbert fürbittend sorgen.



Johannes Bieler

DER BUNDESMINISTER DES INNERN

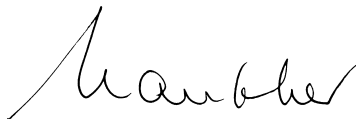
Zum 50. Gementreffen der Danziger Katholiken auf der Jugendburg Gemen übersende ich allen Teilnehmern meine herzlichen Grüße.

Diese Veranstaltung der Adalbertus-Jugend und des Adalbertus-Werkes der Danziger Katholiken besitzt bereits eine lange Tradition und erinnert uns schmerzlich an die dramatischen Ereignisse von Flucht, Deportation und Vertreibung der über 15 Millionen Deutschen aus ihren angestammten Gebieten in Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa.

Zugleich wird hiermit unser Bewußtsein dafür geschärft, daß die deutsche Geschichte und Kultur durch die Vertriebenen in vielfältiger Weise mitgeprägt wurden. Die geschichtlichen und kulturellen Leistungen der Deutschen aus dem Osten haben sich über Jahrhunderte hinweg entwickelt, sie sind selbstverständlicher Bestandteil der deutschen sowie der europäischen Kultur und Identität.

Die Danziger Katholiken haben ihr diesjähriges 50. Gementreffen unter das Leitwort gestellt: „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“. Ich begrüße dieses Motto, da es sich hier für ein geeintes Europa ausspricht, das die Grenzen durch Freiheit überwindet und einen Frieden anstrebt, der allein in der Freiheit der Selbstbestimmung von Menschen und Völkern begründet ist.

Der Adalbertus-Jugend und dem Adalbertus-Werk wünsche ich weiterhin ein erfolgreiches Wirken sowie Ihrer Jubiläumsveranstaltung, an der Gäste aus acht osteuropäischen Ländern teilnehmen, einen guten und harmonischen Verlauf.



Manfred Kanther

DER MINISTER FÜR ARBEIT, GESUNDHEIT UND SOZIALES DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN

Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern am 50. Gementreffen der Danziger Katholiken sende ich herzliche Grüße.

Das diesjährige Motto „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“ freut mich ganz besonders. Es spiegelt die geänderten Verhältnisse auf unserem Kontinent wider. Ich verstehe es als Zeichen dafür, daß der Gedanke der Völkerverständigung mit unseren europäischen Nachbarn, nicht zuletzt mit Hilfe der Kulturpolitik des Landes, Früchte trägt.

Die Landesregierung hat sich schon zu Zeiten des „Kalten Krieges“ gemeinsam mit Ihnen der Aufgabe gewidmet, Brücken zwischen dem deutschen Volk und den

Völkern Osteuropas zu bauen. Lassen Sie uns nun die Möglichkeiten gemeinsam nutzen, den Brückenschlag zu festigen. Allein die Anwesenheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die die weite Reise aus den östlichen Nachbarländern Deutschlands nicht gescheut haben, beweist, daß wir dazu beste Chancen haben.

Für die nahe Zukunft wünsche ich mir, daß die Grenzen ihre trennende Bedeutung verlieren. Durch den interkulturellen Austausch, zu dem Sie alle einen Beitrag leisten, sollte uns dieses Vorhaben gelingen. Wenn kulturelle Vielfalt bewahrt und nationale Minderheiten geachtet werden, kann dies ein Zusammenwachsen Europas zu einer Einheit bedeuten, in der alle Partner sind. Voraussetzung hierfür ist das respektvolle Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen in den jeweiligen Ländern.

In diesem Sinne wünsche ich Ihrer Tagung in Gemen einen guten Verlauf.



Dr. Axel Horstmann

DER BUNDESPRÄSES DES BDKJ

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Gementreffens,

zur 50. Tagung der Danziger Katholiken auf der Burg Gemen sende ich Ihnen herzliche Grüße und Glückwünsche.

Die Arbeit von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend war von Beginn an auf Versöhnung und Verständigung mit Polen und den anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks ausgerichtet. Dazu haben Sie sich lange Jahre mit der gesellschaftspolitischen und der kirchlichen Situation in diesen Ländern beschäftigt, aber auch unter den oft schwierigen Bedingungen enge Kontakte nach Polen, in die damalige DDR und auch in andere Länder Mittel- und Osteuropas gepflegt.

Seit der politischen Wende hat sich der Rahmen Ihrer Arbeit geweitet. Sie konnten die bestehenden Kontakte nach Polen nun offen pflegen und zudem weitere aufbauen. So haben der Jugend- und der Erwachsenenverband feste Partnergruppen gefunden, mit denen seit 1990 intensive Begegnung und Zusammenarbeit stattfindet. Diese Kooperationen sind so schon nach erstaunlich kurzer Zeit Normalität geworden.

Mit dem Thema Ihres 50. Gementreffens „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“ zeigen Sie Ihre Bemühungen um die Entwicklung eines gesamteuropäischen Dialogs, der den Weg in die Zukunft bildet. Denn nur durch eine gleichberechtigte Integration der Staaten West- sowie Mittel- und Osteuropas kann langfristig ein friedli-

ches Zusammenleben der Völker in Europa gewährleistet werden.

Gerade im Rahmen von Jugendverbandsarbeit bietet sich die Chance, bei Begegnungen Europa im kleinen Rahmen wirklich lebendig werden zu lassen und Jugendliche so auf die immer wichtigere internationale Dimension ihres Lebens vorzubereiten. In der Adalbertus-Jugend, die über die Aktion West-Ost Mitglied im BDKJ ist, gelingt dies bereits. Auch der BDKJ hat eine lange Tradition in der Jugendzusammenarbeit mit Polen und hat die Versöhnungs- und Begegnungsarbeit mit polnischen Partnerinnen und Partnern immer als einen wichtigen Bestandteil seiner internationalen Arbeit angesehen.

Ich wünsche Ihren Bemühungen um die Gestaltung dieses geeinten Europa weiterhin viel Erfolg und hoffe, daß Sie alle, Jugendliche und Erwachsene, deutsche und polnische Bürgerinnen und Bürger sowie die Gäste aus den anderen Ländern Mittel- und Osteuropas anregende, frohe Jubiläumstage in Gemen verbringen.



Rolf-Peter Cremer

DER STADTDECHANT VON DÜSSELDORF

Die Basilika St. Lambertus in Düsseldorf birgt ein für viele Menschen kostbares Grab. Der letzte deutsche Bischof von Danzig, Carl Maria Splett, gestorben 1964, wurde dort zur letzten Ruhe gebettet. Viele Jahre repräsentierte er in unserer Stadt nicht nur die Danziger Katholiken, sondern er war in der „bischofsarmen“ Landeshauptstadt „unser“ Bischof, auf den alle Düsseldorfer auch stolz waren. Wer durch St. Lambertus geht, entdeckt an seinem Grab immer frische Blumen, oft auch eine frisch angezündete Kerze. Bischof Splett hat unsägliches aushalten müssen am Ende des Zweiten Weltkrieges, mehr noch danach. Nobel, wie er in seinem Wesen war,

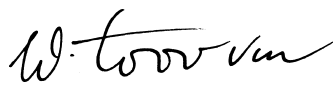
hat er über das Erlittene barmherzig geschwiegen.

Düsseldorf ist seit 1952 Patenstadt von Danzig. Von hier aus sollten mit der Hilfe der Düsseldorfer die Danziger „Ureinwohner“ nach ihrer Vertreibung unterstützt werden, das kulturelle und kirchliche Erbe ihrer Heimat zu bewahren. Der Gedenkstein auf der Danziger Straße ist ein sprechendes Monument für diesen Willen.

Seit 50 Jahren treffen sich die Danziger Katholiken auf der Burg Gemen im Münsterland. Von dort wurden immer wieder die Hände der Versöhnung ausgestreckt und ein Brückenbau hinüber nach Danzig und Polen versucht.

Es ist den Danziger Katholiken, namentlich den 400 Vertretern der katholischen Jugend des Bistums Danzig, hoch anzurechnen, daß sie bereits 1947 in einem ergreifend formulierten Telegramm an die katholische Jugend des polnischen Volkes von ihren schweren Verwundungen der Vertreibung sprechen und sehr deutlich sagen: *„Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt uns hoffen, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem Polen und Deutsche am Ostseestrand zusammenkommen.“* Das Telegramm ist von Hoffnung, Versöhnungsbereitschaft und Zuversicht geprägt. Dies viele Jahre, bevor andere gesellschaftlich relevanten Kräfte in unserem Volk aktiv wurden, um die Versöhnung zu erreichen. Mit anderen Worten, auch viele Jahre vor dem berühmten Brief der polnischen Bischofskonferenz 1965 an die deutschen Bischöfe mit dem entscheidenden Satz: *„Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“*

Es ist ein hohes Lob angebracht für die Danziger Gläubigen, namentlich dem Adalbertus-Werk und der Adalbertus-Jugend, für dieses christliche Engagement. Ich wünsche im Namen der Düsseldorfer Katholiken, daß das 50. Gementreffen erfüllt ist von Freude, Glaube und Zuversicht.



Msgr. Wilhelm Terboven

DIE OBERBÜRGER- MEISTERIN DER LANDESHAUPTSTADT DÜSSELDORF

1947 haben sich 500 in Deutschland lebende junge Katholiken, die aus ihrer Heimatstadt Danzig vertrieben wurden, zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, nicht nur um das Vergangene zu bewältigen, sondern vor allem, um sich hoffnungsvoll den Aufgaben der Zukunft zuzuwenden. Auch das diesjährige 50. Treffen dieser Vereinigung, das traditionsgemäß auf der Burg Gemen bei Borken in Westfalen stattfindet, steht wieder unter einem zukunftsweisenden Motto: *Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß.*

Ich freue mich sehr, an dieser Stelle Gelegenheit zu haben, allen Mitgliedern des Adalbertus-Werkes zu diesem Jubiläum die herzlichen Grüße und Glückwünsche der Landeshauptstadt Düsseldorf zu übermitteln. Wir fühlen uns dem Adalbertus-Werk auf mehrfache Weise verbunden: Das Bildungswerk der Danziger Katholiken hat nicht nur seit Jahrzehnten seinen Sitz in Düsseldorf, unsere Stadt hatte zu Anfang der 50er Jahre auch eine Patenschaft für die Freie Stadt Danzig übernommen, mit dem Ziel, zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen beizutragen.

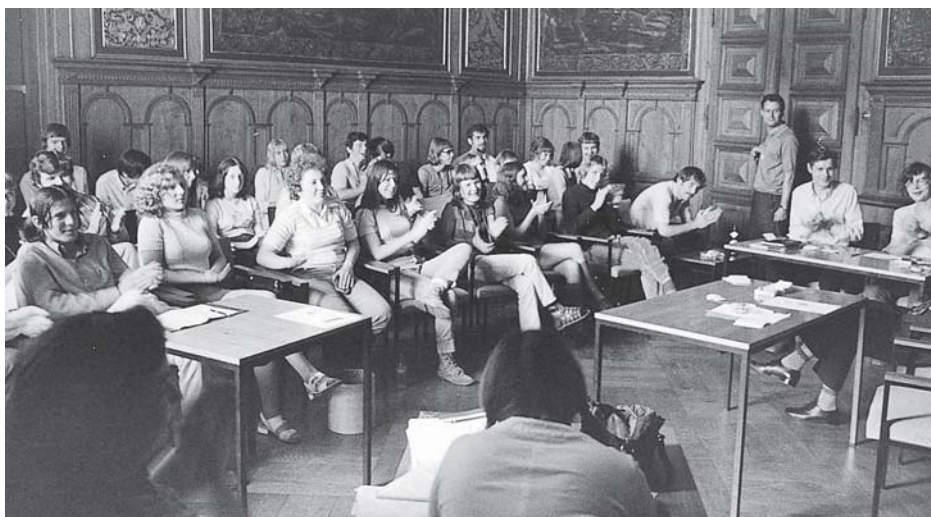
Die Mitglieder des Adalbertus-Werkes haben in den vergangenen Jahrzehnten auf vorbildliche Art und Weise zur Verwirklichung dieses Zieles beigetragen. Nicht Schuld und Vertreibung waren ihr Thema, sondern sie haben erfolgreich mit Worten und Taten Brücken gebaut zwischen Glaubensbrüdern und -schwestern beider Städte. Mit ihrer klaren Absage an Haß und Gewalt haben sie stets zu verstehen gegeben, daß erlittenes Unrecht nicht durch neues Unrecht wieder gutgemacht werden kann.

Zur wirklichen Aussöhnung mit unseren Nachbarn gehört, daß wir eine Basis des Vertrauens und des wechselseitigen Verständnisses schaffen. Nur so ist ein Zusammenleben der Menschen diesseits und jenseits der Grenzen in Frieden und Freundschaft möglich.

Die Landeshauptstadt Düsseldorf bemüht sich, zum friedlichen Miteinander durch die Pflege der Städtepartnerschaft mit Warschau beizutragen. Ich wünsche dem Adalbertus-Werk für sein Bemühen um Ausgleich und Versöhnung mit den ostmitteleuropäischen Nachbarvölkern, insbesondere mit Polen, weiterhin viel Erfolg. Möge der offene Dialog mit dem sich seit der „Wende“ stetig vergrößernden Teilnehmerkreis ein für alle Beteiligten fruchtbarer sein.



Marlies Smeets



Arbeitskreis der Adalbertus-Jugend, Gemen 1971.



„Ein Kinderspiel“, Tanzabend, Gemen 1981.

KATHOLISCHES PFARRAMT CHRISTUS KÖNIG BORKEN-GEMEN

Wenn auch die Jugendburg in den Jahren von 1946 bis 1996 als der Ort der Begegnung im Vordergrund stand, so war doch die Pfarrgemeinde in dieser Zeit damit nicht am Rande. Es gab immer wieder ein lebhaftes Hin und Her und manchen Kontakt zur Gemenen Bevölkerung. Mit großem Respekt haben wir Gemenen das Bemühen der Danziger Katholiken begleitet, nach dem Verlust der Heimat nicht auf Abrechnung zu sinnen, sondern sich um Ausgleich und Verständigung zu bemühen. In den oft widersprüchlichen Ansichten und Äußerungen zum Problem der Vertreibung haben die Danziger Katholiken unbeirrt ihre Ansicht vertreten, daß man nicht Vergangenes aufrechnen, sondern die Zukunft einvernehmlich gestalten muß. Wir sind stolz darauf, daß in diesem jahrelangen Bemühen Ihr Anteil daran mit dem Namen Gemen verbunden ist.

Für Ihre Aufgaben in der Zukunft wünschen wir Ihnen weiter eine glückliche Hand und die guten Gaben des Hl. Geistes.

Karl Bocke

Pastor Karl Bocke

KREIS BORKEN

Zum 50. Mal treffen sich Danziger Katholiken, Mitglieder des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend, auf der Jugendburg in Borken-Gemen. Zu diesem ganz besonderen Jubiläum gratulieren wir herzlich.

Ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeitspanne. In ihr hat sich nicht nur Deutschland, es hat sich Europa, ja die ganze Welt grundlegend verändert. Vieles ist geschehen, was wir uns vor einem Jahrzehnt nicht einmal im Traum auszumalen wagten. Nach Jahren der Konfrontation zwischen Ost und West bietet sich seit wenigen Jahren endlich europaweit die Möglichkeit des Ungehindert-aufeinander-Zugehens, des Dialogs und der Zusammenarbeit. Für die Danziger Katholiken ergibt sich so die lange ersehnte Chance, die Stätten ihrer Kindheit und den Geburtsort ihrer Vorfah-

ren zu besuchen, ohne den „Eisernen Vorhang“ passieren zu müssen.

Die Menschen, die im Juli 1996 auf der Jugendburg in Gemen zusammenkommen, verbindet zweierlei: Die Liebe zur ehemaligen Heimat gleichermaßen wie der Wille zur Versöhnung. Der Blick der Danziger Katholiken wies schon beim ersten Treffen in Borken-Gemen im Jahr 1947 trotz aller Trauer über die Vergangenheit in die Zukunft und damit in die neunziger Jahre. Alljährlich ging und geht es der Versammlung um das „Brücken bauen“ sowie die „Gemeinschaft der Menschen“ in Europa.

JUGENDBURG GEMEN

Liebe Danziger,

was kann man in einer Festschrift zum 50. Danziger-Treffen auf der Jugendburg Gemen als Grußwort schreiben, wenn man selber gerade erst kurze Zeit seinen Dienst in dieser Einrichtung tut. Vor allem mit dem Hintergrund, daß Sie, liebe Danziger, ja sicherlich wesentlich mehr erlebt haben in dieser Zeit und in diesem Hause als wir. Scherzhaft möchten wir sagen, daß man einen Großteil von Ihnen sicherlich schon als „alte Burghasen“ bezeichnen kann. Bitte nehmen Sie uns diesen Ausspruch nicht übel. Sie durften schon so viele Male Gast in unserem Hause sein und wir hoffen, daß Sie dies jederzeit gerne waren.

Daß Sie uns über 50 Jahre treu geblieben sind, ist sicherlich nicht gerade selbstverständlich. Wir denken da an die Veröffentlichung von Hans Leenen, dem ersten Verwaltungsleiter auf der Jugendburg Gemen, in der er davon spricht, daß viele katholische Jugendverbände aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten – wie Ermland, Glatz, Schlesien und Waldeck – schon lange nicht mehr Gast in unserem Hause sind. Schade eigentlich!

Wir hatten das Glück, Vertreibung und Flucht nicht persönlich erleben zu müssen. Dennoch können wir zumindest versuchen, uns ein Bild zu machen, durch Medien und Veranstaltungen wie die Ihrige, um Ihnen ein wenig näher zu kommen und Sie bzw. Ihre Arbeit zu verstehen und schätzen zu lernen. In unserer Generation ist das Thema ehemalige deutsche Ostgebiete mit Flucht und Vertreibung besonders schwierig, da so schlecht greifbar. Aber gerade deshalb bewundern wir immer wieder Ihre

Herausheben möchten wir das tatkräftige Bemühen um die Aussöhnung mit Polen. Die Gementreffen haben hierfür über die Jahre wertvolle Beiträge geliefert, ganz besonders mit der Zusammenkunft im Jahr 1981 unter dem richtungweisenden Leitwort: „Unser Nachbar Polen“.

Wir wünschen Ihnen, daß Sie auch dieses Jahr wieder Gleichgesinnten, lieben Freunden und Freundinnen sowie Mitchristen begegnen. Manchen ist die Jugendburg in den vergangenen Jahren ja zur zweiten Heimat geworden. Der Kreis Borken dankt für diese Verbundenheit. Er wird die Gementreffen und ihr Anliegen im Rahmen seiner Möglichkeiten auch weiterhin unterstützen.

Gerd Wiesmann

Gerd Wiesmann
Landrat

Raimund Pingel

Raimund Pingel
Oberkreisdirektor

Arbeit und Ausdauer, mit der Sie das wichtige Thema deutscher und polnischer Geschichte aufarbeiten und nicht nur Vergangenes thematisieren, sondern darüber hinaus auch Zukunftsarbeit auf diesem Gebiet leisten. Der Erfolg gibt Ihnen recht, wenn man sich die heutigen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen ansieht und dies nicht nur auf hochoffizieller politischer, sondern auch auf kleiner und privater Ebene!

Wir finden es sehr schön, daß die Jugendburg Gemen Ihnen für Ihre Arbeit ein zweites Zuhause bieten konnte und Ihnen dies hoffentlich auch noch viele Jahre sein wird. Unser Anliegen ist es jedenfalls, Ihnen auch zukünftig einen angenehmen Aufenthalt in unserem Hause zu bieten, Sie in Ihrer Arbeit, so gut es geht, zu unterstützen und Ihrem Anliegen ein Fürsprecher zu sein. An dieser Stelle dürfen auch wir Ihnen zu Ihrem Jubiläum gratulieren und wünschen Ihnen für die künftige Arbeit alles erdenklich Gute und Gottes Segen. Für die Folgegeneration erhoffen wir einen ebenso langen Atem und Ausdauer; denn wir sind uns einig, daß wir – Deutsche und Polen – nicht auf die gute Arbeit des Adalbertus-Werkes und deren Jugend verzichten können. Stillstand ist Rückgang!

Dr. Albert-Peter Rethmann

Dr. Albert-Peter Rethmann
Geistlicher Leiter

Ludger Vinnenbernd

Ludger Vinnenbernd
Verwaltungsleiter

Jubiläen geben nicht nur Anlaß zum Jubeln, sie zwingen auch zum Nachdenken. Aus der Distanz der Jahre zeigt sich vieles in anderem Licht als damals, als die Schrecken der letzten Kriegsmomente mit voller Brutalität unsere Heimat getroffen, als sich die Flüchtlingsströme über See und Land herauschleusten, als die Zurückgebliebenen erbarmungslos abgeschoben, irgendwo im Ungewissen gelandet waren, – anders heute auch als damals, als betroffene junge Menschen sich zum ersten Mal auf Burg Gemen versammelt hatten.

Waren die so vom grausamen Schicksal betroffenen nicht lange Zeit allzusehr geneigt, ihre Unheilsgeschichte eben dort beginnen zu lassen, wo sie sich als so hart betroffen erfahren mußten? – Aus der Distanz der Jahre urteilen und empfinden die allermeisten doch grundlegend anders: Die Jahre unseres Unheils liegen weiter zurück. Da war der Krieg gewesen, dessen Beginn wir in Danzig so hautnah erlebt haben. Wir konnten, wenn wir die Augen nicht verschlossen hielten, auch erfahren, was sich außerhalb des offenkundigen Kriegsgeschehens noch alles vollzogen hat, vor allem an den Polen und denen, die als solche angesehen wurden. Man flüsterte sich zu, was andere erlebt. Offenkundig wurde bei denen, die sich kundig machen wollten, was den vielen polnischen Priestern – und auch manchen deutschen – widerfahren ist. Wir gedenken auch der unsrigen, die Opfer jener unseligen Zeiten geworden sind, die gar nicht vertrieben werden konnten, weil sie nicht mehr am Leben waren.

Muß ich an die Jahre erinnern, die all dem vorausgegangen waren? – Da galt die Meinungsfreiheit längst nicht mehr, da wurden Ängste geschürt, Menschen in irgendeiner Form zum mittun gezwungen, eingeschüchtert und terrorisiert, die Gewissen systematisch eingeschläfert. Da wurden wir unserer Würde beraubt, so gründlich, daß wir es gar nicht bemerkten und lange, ehe wir elend und bloßgestellt, uns irgendwo als Strandgut jener Katastrophe wiedergefunden haben.

Man möge mir diese radikale Bilanz nachsehen. Aber ich bin nicht nur Zeitzeuge, sondern war in all das involviert gewesen, kann mit also auch nicht durch die „Gnade später Geburt“ Absolution erteilen lassen. Bei der Vergeblichkeit, das ganze Unheilsgeflecht jener Zeit zu entwirren, kann ich nur ein Wort finden, welches die Dunkelheiten zu erhellen vermag. Es heißt „Sünde“. Sie besteht wohl weniger in dem, was man getan, als in dem, was man nicht getan hat, um der Unheilsflut zu wehren.

Bemerkenswert ist, daß jene jungen Menschen, die sich zum ersten Mal in Gemen zusammengefunden hatten, ein starkes Gespür dafür besaßen, wenn sie in der Botschaft an die katholische Jugend des polnischen Volkes einen Vergleich zogen zwischen unserem Schicksal und dem des alttestamentlichen Gottesvolkes. Da ist die Rede von der „Zuchtrute Gottes“ und dem „Strafgericht seiner Geschichte“. Das alles

hatte ja wohl in Israel, wie auch bei uns, etwas mit Schuld und Sünde zu tun.

Wenn wir unsere Verflochtenheit in das unheilvolle Geschehen jener Zeit vor Gott hinstellen, dann brauchen wir Schuld und Sünde nicht zu verdrängen. Wir können mit dem 90. Psalm beten: „*Du hast unsere Sünde vor dich hingestellt, unsere geheime Schuld ist das Licht deines Angesichts*“. Tröstlich ist es dann, gläubig vertrauen zu dürfen, daß Gott angesichts unserer Erbärmlichkeit in seinem Erbarmen das Angesicht nicht von uns abwendet, sondern uns neu aufrichtet und neu auf den Weg stellt.

Wie oft hat sich inzwischen das vollzogen, was seinerzeit von den polnischen und deutschen Bischöfen auf die Formel gebracht worden ist: „*Wir vergeben und wir bitten um Vergebung*“. Wo Vergebung geschieht im Licht von Gottes Angesicht, da ist es wie bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes im Gleichnis, da wird ein Fest gefei-

ert. Wie viele Feste der Versöhnung haben wir in den zurückliegenden Jahren schon feiern dürfen, und jedesmal durften wir in den Jubel des Psalmisten einstimmen. „*Du hast meine Klagen in Tänzen verwandelt*“. Es will mir manchmal vorkommen, als wären die Heimatvertriebenen solche, die aus der Sintflut vergangener Jahre an ein rettendes Ufer geschwemmt wurden, als wären wir in einzigartiger Weise Gerettete und durch Gottes Gnade Beschenkte.

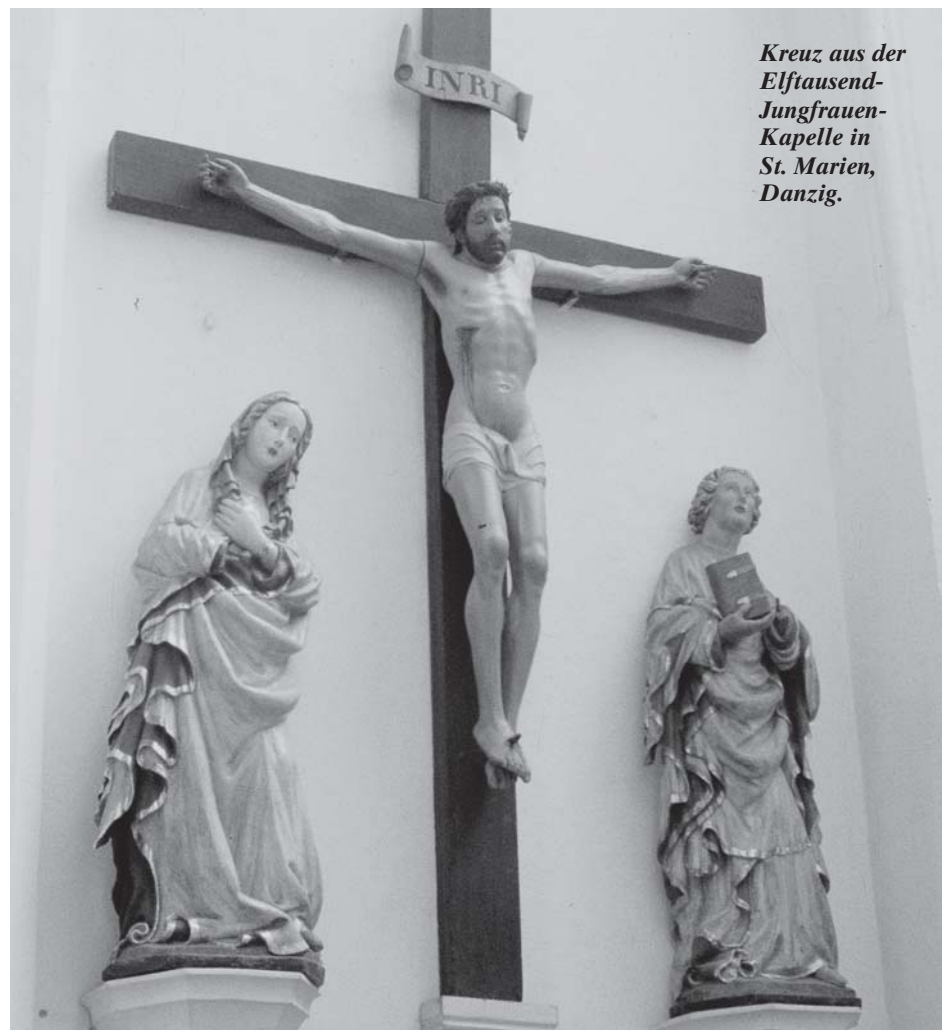
Sicher haben es sehr viele seinerzeit so empfunden, wie man es hin und wieder hören konnte: Man hat uns auf die Straße geworfen! – Ich pflegte dann schon mal zu bedenken zu geben: ob man es nicht auch anders sehen kann? Sollten wir als gläubige Menschen nicht auch sagen können: Gott hat uns auf den Weg gestellt, auf einen neuen, nicht sehr glatten, oft sogar auf einen schweren Kreuzweg. Aber wenn wir ihn so begreifen, dann war es sicher ein Weg des Heils.

Nun will ich doch meinen, daß wir angesichts des 50. Gementreffens genügend Anlaß haben zu Jubel und Dank. Dank vor allem für die Weggemeinschaft, mit der so viele einander durch Jahre hindurch beschenkt haben. Klammern wir auch dabei nicht menschliche Armseligkeit aus und tragen sie demütig vor Gottes Angesicht und lassen wir uns nur ständig neu aufrichten und auf die Zukunft hin ausrichten durch IHN, der gesagt hat: „*Ich bin der Weg.*“

Jahre des Unheils – Jahre des Heils

Geistliches Wort

Msgr. Johannes Goedeke



Kreuz aus der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle in St. Marien, Danzig.

Danzig – Wurzel unserer Arbeit

Gerhard Erb

„Wo kommen Sie her?“, werde ich öfter gefragt als „Wo wohnen Sie?“. Offenbar lassen der Klang meiner Sprache und vielleicht auch meine Ausdrucksweise den Fragenden schon ahnen, daß ich kein Rheinländer bin. Wir Vertriebenen hören bei solchen Fragen ja ganz deutlich – von früher her noch – den ängstlichen oder gar ablehnenden Unterton in der Stimme des Fragenden. Voller Stolz antworte ich jedesmal: „Ich bin Danziger.“ Aber kann ich das eigentlich von mir sagen? Dreißig Jahre lebe ich doch schon in Düsseldorf und möchte nicht wegziehen aus dieser Stadt, die ich lieben gelernt habe. Am 9. Juni sind genau 50 Jahre vergangen, seit ich aus Danzig vertrieben wurde. Nur knapp neun Jahre lebte ich dort. Und dann will ich ein Danziger sein!? Woher kommt dieses Bewußtsein?

Ich hatte das Glück, daß meine Tante Martha die Büroräume in der Dienststelle meines Vaters im Fernmeldebauamt in der Hundegasse reinigte. Sie nahm mich oft mit aus Emaus in die Stadt. Zu Fuß durchstreiften wir die Gassen und Plätze von der Straßenbahnhaltestelle Silberhütte bis zur Langen Brücke auf immer anderen Routen. Tante Martha zeigte und erklärte mir dies und jenes, ließ mich die Namen der Straßen lernen und erschloß mir auch die baulichen Schönheiten meiner Vaterstadt. So trug ich schon ein schönes Bild der alten Hansestadt in meinem Herzen, als wir die Stadt verlassen mußten.

Als unsere Familie im September 1946 im westfälischen Lüdinghausen gelandet war, erzählten meine Eltern und Tante viel von der Pracht, Schönheit und Bedeutung Danzigs, so daß ich neugierig wurde, was es denn mit Danzig auf sich hatte. So kam es mir sehr entgegen, daß ich schon sehr früh nach Gemen fahren durfte. 1949 war ich einer der jüngsten Teilnehmer am Gementreffen. Was ich dort im Laufe der Jahre alles über Danzig erfuhr, erweiterte mein Bild von Danzig immer mehr. Zugleich aber wuchs auch mein Wissenshunger.

Folgerichtig erging es mir ebenso wie vielen anderen aus der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend auch. Ich studierte Geschichte, und zwar ganz besonders Osteuropäische Geschichte, die Geschichte Danzigs und Polens spielten dabei die größte Rolle. Daß dieses Interesse bei so vielen von uns damaligen Jugendlichen geweckt wurde, lag an der Arbeitsweise und den selbstgestellten Aufgaben unserer Gemeinschaft. So wurde das von uns verlassene Danzig nie verloren. Im Gegenteil, die Vorträge von Prälat Dr. Richard Stachnik oder solcher Lehrer wie Ernst Reier oder Edmund Neudeck und des früheren Danziger Volkstagsabgeordneten Albert Posack prägten unser Danzigbild und veranlaßten bald uns selbst, Referate zu halten: Joachim Kirchner, Eva Ewald, Johannes Beutler, Winfried Derow, Gerhard

Nitschke und Ingrid Neudeck waren die ersten „Eigengewächse“ unter unseren Referenten auf Tagungen und Treffen nicht nur in Gemen, sondern im ganzen Lande. Ich wurde durch alles das ein „gelernter Danziger“.

Unvoreingenommen wollten wir die Vergangenheit unserer Heimat kennenlernen. Wir machten uns daran, den nationalistischen Staub von den diversen Geschichtsbildern zu pusten, aber wir merkten bald, daß das nicht ausreichte, weil in die Bilder selbst nationalistisch hineingezeichnet worden war. Wir mußten die Bilder selbst von diesen groben Verunstaltungen befreien und den völkischen Lack abkratzen.

Das tat manchem weh, „verdärben“ wir doch die geliebten Bilder. Die so Betroffenen blieben nach und nach weg. Einzelne beschimpften uns sogar.



Luftaufnahme aus den 30er Jahren, St. Marien und Rechtsstadt.

Dadurch wurden wir jedoch nicht entmutigt. Was uns Schwung gab, war die Hoffnung auf ein vereintes Europa, die gerade in der Mitte der fünfziger Jahre durch kluge Politiker in den westlichen Staaten mit guten Ergebnissen genährt wurde: Am 5. 5. 1955 nahmen die westlichen Nachbarn Deutschland durch den Generalvertrag in ihre Gemeinschaft auf: 1957 wurde die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in den Römischen Verträgen gegründet, und es wurde in jenen Jahren auch der Versuch des Aufbaus einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft unternommen, die leider am Nein des französischen Parlaments scheiterte.

In dieser europäischen Bewegung sahen wir die Chance zur endgültigen Überwindung des Nationalismus in Europa und für

die endgültige Ausmerzung von Haß und Neid zwischen den Völkern. Es wurde viel über Europa bei unseren Tagungen nachgedacht und diskutiert. Dabei bemühten wir uns ständig darum, daß nicht nur die Westintegration gemeint sein dürfe. Schon wegen unserer Danziger Herkunft verloren wir die östlich von uns Deutschen lebenden Völker nicht aus dem Blickfeld. Immer wieder machten wir uns klar, daß Europa nicht an der Elbe und auch nicht an der Oder endete. Unsere Ansicht von Europa war so wie der Anblick des Straßburger Münsters: Von weitem erkennt man nur den einen fertigen spitzen Turm des Baus, aber jeder weiß, daß der zweite unvollendete stumpfe Turm zu diesem Baukörper dazugehört, nähme man ihn weg, stürzte der ganze Bau ein, auch die feine Turmspitze sackte ein. Was wäre Europa nur mit einem deutlich sichtbaren Westen. Der Osten gehört dazu. Beide Türme halten sich und den ganzen Bau.

Konkret versuchten wir, an unserem Europa zu arbeiten, indem wir im Exil lebende Tschechen, Ungarn, Letten, Polen nach Gemen einluden, ins „Ausländerlager“, wie es damals genannt wurde, nach Münster gingen, dort uns mit Familien und Jugendlichen aus Osteuropa trafen, in Einzelfällen eine Zeitlang Kontakte hielten. Eine großartige Leistung freilich war das nicht, aber immerhin der Versuch zu einem besseren Kennenlernen und zur Verständigung. Was Danzig betraf, entdeckten wir immer deutlicher die europäischen Strömungen unserer Vaterstadt, und daß es dort ein Hin- und Herfließen gegeben hatte. Danzigs europäische Geltung zeigte uns,

daß Danzig in der Vergangenheit nicht nur deutsch war, wie es in Gegenwart und Zukunft nicht nur polnisch sein würde.

Eine Stadt mit solcher Geschichte bietet für die Menschen, die in ihr leben oder lebten, Gefahren und Chancen zugleich. Sie kann zum Zankapfel werden oder zu einer langen Brücke zwischen ihnen. Daraus hatten wir die Konsequenz zu ziehen: alles zu vermeiden, was Danzig zum Zankapfel zwischen Deutschen und Polen werden lassen könnte, und die Brücke, die die Verbindungen zwischen Polen und Deutschen herstellt, zu betreten. Das versuchten wir, und wir fanden überzeugende Menschen wie Joachim Behnke, den Motor unserer Arbeit, die uns den Weg dazu wiesen. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie Prof. Paulus Lenz-Medoc in einem Festreferat uns mit einer Zeile eines Danziger Marienliedes, das wir am Abend vorher

bei einer Lichterprozession gesungen hatten, das Herz wünschte, das „des Unrechts nicht gedenket, die Schuld dem Schuldner schenket, bevor er darum bat“, und uns nicht nur zur Vermeidung von Bosheiten den Polen gegenüber mahnte, sondern uns anhielt, wir sollten uns bei unserer täglichen Gewissenserforschung fragen: „Habe ich heute etwas Gutes über Polen gesagt?“ Wir nahmen diesen Auftrag, an einem freundlichen Polenbild zu arbeiten, gern entgegen. Wir schafften es, eine positive Einstellung den polnischen Nachbarn gegenüber zu gewinnen, lange bevor es einen Warschauer Vertrag und Lobeshymnen dafür auf Willy Brandt gab. Diese Linie hielten wir auch durch, als gerade wegen der Ostpolitik manche Vertriebene – auch einige in unseren Reihen – wieder einen leichten Rechtsdrall bekamen. Unsere Polenfreundlichkeit werfen uns jene vor, die offensichtlich allmählich verlernten, Danziger zu sein.

Ein immer intensiveres Kennenlernen Polens und der Polen, Bereitschaft zur Verständigung und ein guter Umgang miteinander sind wesentliche Bestandteile der Arbeit des Adalbertus-Werkes. Und es sind gute Zeichen, daß die Freude über den Besuch des Danziger Weihbischofs Pawłowicz vor einigen Jahren in Gemen größer war als die Enttäuschung über seinen recht nationalen Vortrag, der uns lediglich alte Ansichten der Danziger Geschichte zeigte. Wir können auch Professor Januszajtis kaum Beifall zollen für das, was er über den Deutschen Ritterorden im *adalbertusforum* schreibt, ihm aber gleichwohl dafür danken, daß er es schreibt. Nur wenn die Gedanken beider Seiten, der deutschen und der polnischen Danziger, geäußert werden, kann Verständnis füreinander wachsen.

Es ist allemal besser, wir begeben uns gemeinsam auf die Lange Brücke und spucken in die Mottlau als uns gegenseitig ins Gesicht.

Die Danziger werden nicht nur Mottlauspucker genannt, sie sind es, auch wenn sie nur „gelernte“ Danziger sind.

DANZIG
Joseph v. Eichendorff

Dunkle Giebel, hohe Fenster/
Türme tief aus Nebeln sehn/
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheint,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinert
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Laufden
Über alle Häuser weht,
Nur des Meeres fernes Rauschen,
Wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren/
Der bei Nacht vorüber zieht.



Lange Brücke nach der Zerstörung (1945).

Das Problem ist so kompliziert wie die Zusammensetzung der Bevölkerung. Die meisten sind hier geboren, aber ihre Eltern nicht. Sie kamen aus verschiedenen Gegenden Polens: die Mehrheit aus Zentralpolen, sehr viele aus den ehemaligen Ostgebieten – heute Litauen, Weißrußland und Ukraine. Eine Minderheit (auch die polnische) blieb oder kehrte zurück. Viele stammen aus der Ka-



Lange Brücke, Wiederaufbau (1993).

habe ich bis heute nicht. Aber ich kenne jetzt fast jeden Stein in der Innenstadt und weiß woher er gekommen ist. Bei der Gelegenheit lernte ich die Geschichte Danzigs nicht aus den sekundären Bearbeitungen sondern aus Originalurkunden in ihrer ganzen Größe und Tiefe kennen. Für mich ist diese einmalige Stadt Heimat geworden. Ich identifiziere mich mit ihr absolut. In meiner Generation ist solche Identifizie-

Phönix aus der Asche

Wie sich die heutigen Danziger mit ihrer Stadt identifizieren

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig

schubei. Es gibt Unterschiede in Alter, Traditionen und Ausbildung.

Die älteren der heutigen Bewohner Danzigs haben noch die zerstörte Stadt in Erinnerung. Ich selbst habe sie zuerst im Dezember 1945 gesehen. Schnee bedeckte die Ruinen und milderte die Scherben. Unter dieser weißen Decke sah man rätselhafte Fragmente von Skulpturen, Ornamente, Straßen- und Geschäftsschilder. Manchmal blitzte Gold. Dazu die Stille der fast menschenleeren Umgebung. Alles wirkte unreal und zauberhaft. Diese Stadt war schön – sogar nach ihrem Tod.

Und dann begann der Wiederaufbau. Wir haben ihn miterlebt, viele von uns dabei mitgewirkt. Unser Leben und unsere Arbeit haben uns mit Danzig verknüpft. Wir haben es von Neuem geschaffen.

Ohne Wurzeln kann man nicht leben. Als ich meine erste Wohnung in Danzig erhielt, stellte ich mir die Frage: Wie hat meine Straße (Tischlergasse) vor dem Kriege ausgesehen? Wie waren die anderen Straßen? Zum Glück haben die Bestände der Stadtbibliothek und des Archivs den Krieg überstanden. Gute Aufnahmen meiner Straße

rung nicht allgemein. Ankömmlinge aus solchen alten Städten und Kulturzentren Polens wie Lemberg, Wilna u. a. leben noch mit Erinnerungen. Die einfachen Leute kannten sich nicht in der neuen Umgebung aus und fühlten sich am Anfang einigermaßen verloren. Aber auch sie haben später das Wunder der Auferstehung Danzigs miterlebt und dazu durch ihre Arbeit beigetragen. Fast alle fühlen sich jetzt hier zu Hause. Nach der letzten Umfrage möchten 76 % der Bevölkerung in keiner anderen Stadt leben.

Die jüngere Generation hat von ihren Eltern und Großeltern Traditionen der alten Heimat erhalten, aber sie sind in Danzig geboren, zur Schule gegangen, haben die erste Liebe erlebt, erste Tote beweint, erste Arbeit bekommen. Danzig ist ihre eingeborene Heimat. Das bedeutet keinesfalls, daß sie es gut kennen. Immer wieder benutzt man falsche Begriffe, vereinfachte Deutungen der Geschichte. Dazu tragen oft die Medien und Beamten bei. Man nennt z. B. den neuen Kommunalfriedhof „Schönfelder Friedhof“, obwohl er aus dem ausgebauten St.-Franziskus-Friedhof entstanden ist und zwischen Emaus und Wonneberg liegt! Auch wird oft die wiederaufgebaute Rechtstadt „Altstadt“ genannt, obwohl man nach dem Kriege viel Mühe angewandt hat, um die historischen Namen (in polnischer Version) beizubehalten. Aber dieses Problem war auch vor dem Kriege bekannt.

Sonst scheint auch die Jugend denselben Weg zur Selbstidentifizierung betreten zu

haben. Das kommende 1.000jährige Jubiläum des Besuches des hl. Adalbert und der damit verknüpften ersten schriftlichen Erwähnung von „urbs Gyddanyzc“ (Stadt Danzig) helfen dabei.

So viele Wettbewerbe, Veranstaltungen, Bücher werden vorbereitet und die historische Bedeutung der Stadtfeier hervorgehoben, daß es allgemeines Interesse erweckt. Die jungen Leute lesen, hören, lernen die Geschichte, schreiben sich massenweise für die Stadtführerkurse ein usw. Merkwürdigerweise wächst auch das Interesse für die Vorkriegs- und Kriegszeiten. Es kommen viele neue Bücher heraus, manche auch zweisprachig, wie z. B. „Danzig 1944“ mit den Erinnerungen von Polen und Deutschen oder die Sammelarbeit der Studenten „Oskar – Tulla – Mahlke“ – eine Spurensuche mit Günter Grass. Überhaupt ist die Popularität von Günter Grass unter der polnischen Jugend ein Phänomen! Dieser kontroverse Dichter lehrt die heutigen Danziger Danzig kennen.

Eine wichtige Rolle wird auch von der Kirche gespielt. Wenn jemand regulär die Kirchen frequentiert, dann ist es seine Kirche, ob er ihre Geschichte kennt oder nicht. In allen Kirchen hängen allerdings Tafeln mit historischen Daten, bedeutungsvoll – auch wenn sie, wie es manchmal passiert, etwas zufällig zusammengestellt wurden. Die Kirchen feiern ihre Jubiläen, bemühen sich um den weiteren Wiederaufbau, um die Wiederkehr der Ausstattungsstücke, wenn sie noch erhalten sind.

Für diese tief menschlichen Bemühungen, um ihre Identität zu erhalten oder zu bereichern, ist die Wiederkehr des historischen Kulturgutes sehr wichtig. Ich denke dabei auch an die – wie durch ein Wunder – vor der Einschmelzung bewahrten Kirchenglocken aus St. Marien und St. Johann die in Lübeck und Hildesheim aufbewahrt werden, oder an den Paramentenschatz aus St. Marien, dessen eine Hälfte sich in Danzig befindet, die andere jedoch z. Zt. in Lübeck und Nürnberg. Man kann nicht über die Vollendung des Wiederaufbaus Danzigs sprechen, so lange diese Sachen außerhalb Danzigs bleiben. Es wäre ein schöner Beitrag zum Jubiläum unserer Stadt und ein Zeichen wahrer Versöhnung, wenn sie 1997 nach Danzig zurückkommen könnten.

Wichtig sind auch gute Beziehungen zu den noch immer im Exil lebenden vertriebenen deutschen Danzigern. In dieser Hinsicht hat das sein 50. Gedenk-Jubiläum feiernde Adalbertus-Werk entscheidende Beiträge erbracht.

Ich wünsche dem ewig jungen „Jubilar“ weitere fruchtbringende Tätigkeit und Zusammenarbeit in der Gestaltung der gemeinsamen Zukunft. Die Liebe zu dieser schönen Stadt, die wie Phönix aus der Asche wieder erstanden ist, möge uns allen als Wegweiser und Leitstern dienen und Gottes Segen bringen, damit sich die Worte auf dem Langgasser Tor erfüllen: „Es müsse wohl gehen denen die dich lieben, es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen“.

Die Kirche Danzigs nach dem Zweiten Weltkrieg

Gekürzte Wiedergabe der beiden während der 2. Deutsch-polnischen Studentagung in Danzig vom 30. 9. bis 7. 10. 1995 in der Aula des Priesterseminars zu Oliva gehaltenen Vorträge.

Die Entwicklung in Danzig

Prof. Dr. Tadeusz Bach, Danzig

Das Jahr 1945 brachte für Danzig das Kriegsende, aber auch politische, nationale und konfessionelle Veränderungen, insbesondere die Umsiedlung der überwiegend protestantischen deutschen Bevölkerung sowie zugleich den Zustrom von Polen, die hauptsächlich Katholiken waren. Dadurch bildete sich in Danzig eine entscheidende katholische Mehrheit heraus und damit eine der Vorkriegszeit entgegengesetzte Situation.

Die Mehrzahl der deutschen Priester hatte Danzig verlassen. Das seelsorgliche Problem löste sich teilweise durch die gleichzeitig mit der polnischen Bevölkerung ankommenden und meist aus den Ostgebieten stammenden Priester. Eine schwierige Frage blieb jedoch die relativ geringe Anzahl von Kirchen für die nun stark angewachsene katholische Bevölkerung. Mit solchen Problemen setzte sich Bischof Carl Maria Splett auseinander. Er war, um seines Hirtenamtes willen, in der Diözese geblieben, obwohl die deutschen Zivilbehörden ihn gedrängt hatten, Danzig vor Abschluß der Kriegshandlungen zu verlassen.

Die Lage von Bischof Splett wurde jedoch durch die sich ändernde politische Situation immer komplizierter, hauptsächlich aufgrund der Politisierung seiner Tätigkeit durch kommunistische Kräfte. Zur Konfrontation des Bischofs mit der neuen Wirklichkeit kam es schon am 25. März

1945, als Truppen der Roten Armee in Oliva einmarschierten. Bischof Splett kam in Arrest des NKWD. Man forderte seine Unterschrift unter eine Erklärung in russischer Sprache, die besagte, daß er zum Schaden des polnischen Volkes gehandelt und Spionage für die Sache des Vatikans ausgeführt hätte. Der Bischof lehnte die Unterschrift unter die Erklärung ab. Erst am 10. Mai 1945 kam er wieder frei und konnte erneut die Leitung der Diözese übernehmen.

In einer bemerkenswerten Verteidigung von Bischof Splett findet sich mit dem Datum vom 14. Juli 1945 eine Loyalitätserklärung, welche der Prüfungskommission übersandt wurde. Hierin bekundet er, als Bürger des Deutschen Reiches angesehen worden zu sein, weil er viele Jahre in diesem Land gelebt habe. Er stellt auch fest, das er weder der NSDAP angehört, noch daß er je den Interessen der Polnischen Nation entgegen gehandelt habe. Er bekräftigt feierlich seine Treue zum demokratischen polnischen Staat und die Bereitschaft, seine bürgerlichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Seine Unterschrift unter diese Erklärung änderte jedoch nichts an den Entscheidungen der kommunistischen Machthaber, die seine Inhaftierung beabsichtigten.

Am 6. August 1945 unterschrieb in Warschau Henryk Świątkowski, der damalige Justizminister und oberste Staatsanwalt, den Haftbefehl für Bischof Splett und am 9. August eine Verfügung bezüglich seiner Haft und der Durchführung einer Hausdurchsuchung. Ziel des Ermittlungsverfahrens war zum einen der Nachweis einer engen Verbindung des Danziger Bischofs zu den nationalsozialistischen Führern vor und während des Krieges, zum anderen die

Priesterseminar – eingeweiht 1978.



Anklage bezüglich aller noch zu ermittelnden Punkte im Verlauf seiner Tätigkeit, die man als antipolnisch interpretieren konnte. Dagegen wurde alles, was positiv beurteilt werden mußte, nicht zur Kenntnis genommen.

Bischof Splett wurde am 1. Februar 1946 zu acht Jahren Haft verurteilt. Erst Ende 1956 konnte er Polen verlassen und lebte anschließend bis zu seinem Tod im März 1964 in Deutschland.

Die komplizierte Situation von Bischof Splett, aber ebenso der Kirche in Danzig, stellt auf gut verständliche Weise der Primas von Polen, Kardinal August Hlond, in einem damaligen Bericht an das Staatssekretariat des Vatikans dar:

„Nachdem der Widerstand der Hitlergruppen gebrochen war, befanden sich die deutschen Gebiete östlich der Oder in einer Situation allgemeiner Desorganisation. Furchtbare Verwüstung. Vollständiger Mangel an Sicherheit. Die Russen ließen alles als Kriegsbeute mitgehen. Gewalttaten, Diebstähle, Morde. Die verbliebene deutsche, deutlich reduzierte Bevölkerung behandelt man als Besiegte und Verantwortliche für die Verbrechen Hitlers, dazu verurteilt, diese zu büßen. Die ersten, von den Russen eingesetzten Machthaber rekrutierten sich meist aus Kommunisten, ungebildeten Menschen, aber auch aus rachedurstigen Juden. Die in Warschau residierende Regierung sandte Zehntausende (unglücklicher) Polen, die aus ihrem den Russen überlassenen Gebiet vertrieben (. . .) worden waren, hierher. Stalin und Bierut erklärten, daß Polens Grenze die Oder sei. Es schien so, als ob im Osten Europas eine jener Stunden schlug, welche neue Wege der Geschichte aufturn.“

Die Kirche befand sich in einer extrem schlimmen Lage (. . .). In Danzig, das im übrigen von den Russen vollständig niedergebrannt wurde, war hingegen Seine Exzellenz Bischof Splett an seiner Stelle, der jedoch die Situation nicht mehr beherrschte. Die kommunistischen Machthaber mißbrauchten sein Vertrauen in ihre Absichten, indem sie von anderer Seite alles unternahmen, um ihn in einem aufsehenerregenden Prozeß zu kompromittieren. Entgegen dem Willen des Bischofs entschied über das historische Geschick der Kirche der Rat von Danzig. Die Schätze der Kathedrale von Oliva und Pelplin wurden von der Regierung übernommen. Ungehorsame Priester, die von den Wojewoden unterstützt wurden, bedrohten die kirchliche Disziplin. Die Stellung des Bischofs wurde immer abhängiger und beschämender. Die Inhaftierung des Bischofs machte die Krise komplett. Auf offiziellem Wege sandte ich an Seine Exzellenz, Bischof Splett, der damals im Gefängnis saß, einen Brief, auf den er sofort antwortete.“

Aufgrund der bestehenden Situation setzte der Primas von Polen kraft seiner besonderen Vollmachten am 15. August 1945 Dr. Andrzej Wronka zum Apostolischen Administrator ein. Im Zusammenhang mit seinem Amtsantritt in der Diözese Danzig gab dieser einen Brief an die Geistlichkeit und die Gläubigen der Diözese Danzig

heraus. In ihm verwies er auf das Martyrium des polnischen Volkes und auf die zahlreichen Verluste, welche die Diözese Danzig während des Zweiten Weltkrieges erlitten hatte. Dann umriß er ein Programm für den Wiederaufbau des religiösen Lebens, wobei er die Aufmerksamkeit auf folgende Punkte lenkte: Leben aus dem Glauben, Teilnahme am sakramentalen Leben der Kirche, Erneuerung des religiösen Lebens in der Familie, Erziehung zur Reinheit, Praktizierung der Nächstenliebe.

Die völlig neue Situation der katholischen Kirche in Danzig läßt ein Vergleich von Zahlen der Gläubigen in der Nachkriegszeit mit den Verhältnissen vor dem Krieg erkennen. Vor dem Krieg wohnten im Bereich der Danziger Diözese über 400.000 Menschen. Von diesen waren in der überwiegend deutschen Bevölkerung 260.000 Protestanten und 140.000 Katholiken. Im Jahr 1948 wohnten 300.000 Menschen im



Gewölbe in der Kathedrale zu Oliva.

Gebiet der Diözese Danzig. Von diesen gehörten 270.000 dem römisch-katholischen Bekenntnis an.

Die Bevölkerung zeigte von Anfang an eine große Anhänglichkeit gegenüber der Kirche und den Priestern. Vor dem Apostolischen Administrator stand die überaus wichtige Aufgabe, für alle eine entsprechende seelsorgliche Betreuung zu gewährleisten.

Beachtung verdient, auch wegen des nationalen Aspekts, der Anfang des Berichtes von Primas Hlond über die Amtszeit des Apostolischen Administrators Andrzej Wronka:

„Ks. A. Wronka zeigt lebhaftes Interesse für die Deutschen und ihre Seelsorge. Darüber konnten sich Letztere niemals beklagen in einer Zeit der Attacken durch die Machthaber, Kommunisten und die Regierungspresse auf den Apostolischen Administrator als einen allzu kompromißbereiten Menschen. Die Machthaber der kommunistischen Wojewodschaften haben den Gebrauch der deutschen Sprache bei öffentlichen kirchli-

chen Riten schon zur Zeit S. E. Bischof Splett verboten und formell halten sich die deutschen Priester daran. In der Praxis ist für die deutschen Katholiken der notwendige priesterliche Dienst gewährleistet.“

Die seelsorgliche Betreuung auszuüben war auch deswegen schwierig, weil die Bomben und der Brand, die Danzig zerstörten, die Kirchen nicht verschont hatten. In dieser Situation ging man mit großer Opferbereitschaft an den Wiederaufbau und die Reparatur der zugeteilten Kirchen, die seit der Reformationszeit größtenteils in den Händen der Protestanten gewesen waren.

Langsam wuchs auch die Zahl der Priester. Zur Zeit, als Dr. Wronka in der Diözese sein Amt antrat, hatte er 18 Priester zur Verfügung, gegenüber 89 Priestern vor dem Krieg. Im Januar 1946 arbeiteten im Gebiet der Diözese schon 50 Priester, am 1. September 1947 waren es dann bereits 97 Priester in der Pfarrseelsorge und in den Schulen. Besonders zahlreich kam der Ordensklerus nach Danzig. Während vor dem Krieg in der Diözese Danzig nur die Pallotiner und Jesuiten präsent waren, arbeiteten 1949 hier schon Salesianer, Oblaten, Kapuziner, Franziskaner, Pallotiner, Zisterzienser, Karmeliter und Dominikaner.

Vom Jahr 1948 an zeigte die kommunistische Regierung immer deutlicher ihr Abweichen von den rechtsstaatlichen Normen. Unverhältnismäßig stark ausgeweitet wurden die Befugnisse der Exekutivorgane, insbesondere der Sicherheitskräfte. Wie die Gesellschaft allgemein bekam das auch die Kirche zu spüren, die man beschuldigte, Verbindungen zu reaktionären und militärpolitischen Zentren im Westen zu unterhalten. Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat wurde auch durch die allgemeine politische und internationale Atmosphäre beeinflusst, wie sie in der sogenannten Zeit des Personenkultes und des „Kalten Krieges“ herrschte. Es begannen nun Inhaftierungen und Prozesse gegen Geistliche. Der fiskalische Druck auf die Kirche wurde verstärkt, indem die Regierung sie zu einer finanziellen Buchführung verpflichtete, wie sie in der Wirtschaft gehandhabt wurde.

Im April 1950 wurde im Ministerrat ein Amt für Bekenntnisangelegenheiten ins Leben gerufen, das aus Wojewoden- und Kreis-Abteilungen bestand. Diese sollten zu einer stärkeren Kontrolle der Kirchen beitragen und die kommunistische Bekenntnispolitik wirksamer realisieren. Schrittweise, aber konsequent, arbeitete die Regierung darauf hin, die Kirche von der Gesellschaft loszulösen und ins Abseits einer gesellschaftlich ineffizienten passiven Beobachterrolle zu drängen. Ein weiteres Symptom für die Verschärfung der Konflikte war die Abschaffung der Apostolischen Administratoren, die in den nördlichen und westlichen Gebieten ihre Diözese verlassen mußten. Mit dieser Entscheidung der polnischen Volksregierung am 26. Januar 1951 endete in Danzig die Zeit der fruchtbaren Tätigkeit von Dr. Wronka. Die 16 Staatsfunktionäre teilten dem Apostolischen Administrator in seiner Privatwoh-

nung mit, daß die Regierung beschlossen habe, ihn als Apostolischen Administrator der Diözese Danzig nicht weiterhin anzuerkennen. Die Diözesanräte wurden darauf in das Bischöfliche Ordinariat einberufen, um die Wahl eines Kapitelvikars durchzuführen. In der dritten geheimen Abstimmung wurde – ungeachtet der Stimmenmehrheit – Jan Cymanowski gewählt, der bisherige Pfarrer der Gemeinde St. Franziskus von Assisi in Danzig-Emaus.

Am 1. Februar stellte sich Jan Cymanowski beim Primas von Polen, Erzbischof Stefan Wyszyński, in Warschau vor. Während der Unterredung sanktionierte der Primas die durchgeführte Wahl und machte sie Kraft seiner Vollmacht gültig. Jan Cymanowski setzte als vordringliche Aufgabe die schon vom Apostolischen Administrator Dr. Wronka tatkräftig begonnene Reparatur der im Krieg zerstörten Kirchen oder deren Wiederaufbau fort. Aus Dokumenten und Mitteilungen seines engsten Mitarbeiters, des Kurienkanzlers, geht hervor, daß er dem Episkopat gehorchte, was den kommunistischen Machthabern keineswegs gefiel.

Am 1. Dezember 1956 informierte der Primas von Polen dann Jan Cymanowski, daß durch einen Sonderbeschluß des Hl. Stuhls Bischof Edmund Nowicki zum *coadiutor sedis datus* ernannt worden war. Er dankte dem Kapitelvikar für alle Mühen während seiner Verwaltung der Diözese. (Erinnert sei, daß Bischof Nowicki bereits am 28. April 1951 zum Titularbischof von Adriana und *coadiutor sedis datus* in Danzig ernannt worden war, das Amt aber nicht antreten durfte. Die Bischofsweihe erhielt er am 26. September 1954 in Posen aus den Händen des Erzbischofs Dymek, Diözesanbischof wurde er erst 1964 nach dem Tod von Bischof Splett.)

Bischof Nowicki kam am 7. Dezember 1956 nach Danzig. Von Anfang an bezauberte er durch seine besondere Art, sich an die Menschen zu wenden; zudem hatte er eine ausgesprochen väterliche Gestalt. Große Sorge trug er für die Entwicklung des geistigen Lebens und baute gewissermaßen vom Grunde her die allgemeinen Bereiche der Seelsorge neu auf. Er war sensibel für die Gestaltung des geistigen Niveaus der Priester und gründete schon 1957 das Priesterseminar. Auch schätzte er sehr den Einfluß der Laien, den er für bedeutsam bei der Entwicklung der Ortskirchen hielt.

Während eines Treffens mit den Geistlichen der Diözese sprach er folgende kennzeichnende Worte: „Der Lebensnerv jeder Diözese ist die Diözesanleitung, d. h. das Ordinariat. Wenn das Ordinariat schnell und schwungvoll funktioniert, dann schäumt die Bewegung göttlichen Lebens in jeder Pfarrei und in jedem Kloster“. Um dem Klerus die neueste Gesetzgebung der Gesamt- und Ortskirche zugänglich zu machen und Hilfen für die Seelsorge anzubieten, gründete Bischof Nowicki 1957 das Diözesan-Monatsblatt von Danzig.

Die Neuorganisation des Ordinariats begann am 18. Juli 1957 mit der Ernennung

des neuen Generalvikars Bernard Polzin, eines Priesters aus der Erzdiozese Gnesen, ehemals Pfarrer in Thorn. Am 18. Januar 1959 erhielt das Ordinariat dann in Weihbischof Dr. Lech Kaczmarek einen neuen Mitarbeiter. Erweitert wurde auch der Kreis der priesterlichen und weltlichen Referenten und der Ordensschwestern im Ordinariat.

Zur Verbesserung der Seelsorgearbeit und der Verwaltung änderte Bischof Nowicki die Dekanatsstrukturen in Danzig. Mit der dynamischen Entwicklung der Stadt ergab sich auch die dringende Notwendigkeit, die Anzahl der Pfarreien zu vergrößern, jedoch erhielt Bischof Nowicki in seiner Amtszeit aufgrund von Schikanen der kommunistischen Machthaber lediglich die Bewilligung für die Errichtung von drei neuen Pfarreien. Als im Rahmen der Bedarfsplanung die entsprechend der Bevölkerungsstatistik notwendigen Kirchen auf-



Gedenktafeln der Bischöfe Edmund Nowicki und Lech Kaczmarek in Oliva.

geführt wurden, erklärte die kommunistische Regierung einfach sämtliche kirchlichen Bauten zu Sakralbauten, darunter auch Ställe, Schuppen und selbst WCs. Um dennoch den seelsorglichen Dienst zu garantieren – etwa für die Gläubigen, die einen weiten Weg zur Pfarrkirche hatten – gründete Bischof Nowicki Außenvikariate. Seine Aktivität wurde auch deutlich beim II. Vatikanischen Konzil und den Feiern aus Anlaß des tausendjährigen Bestehens des Christentums in Polen im Jahre 1966. Die in diesem Zusammenhang veranstalteten kirchlichen Feiern wurden von der kommunistischen Regierung bewußt boykottiert und gestört, z. B. durch gleichzeitig angesetzte, konkurrierende Veranstaltungen von verpflichtendem Charakter.

Von den weiteren seelsorglichen Initiativen des Bischofs Nowicki muß man seine Sorge um eine bessere religiöse Ausbildung der Gläubigen erwähnen. Schon im ersten Jahr seiner Amtszeit in der Diözese Danzig, am 31. Dezember 1956, reaktivierte er die Tätigkeit des Zentrums für eine

höhere religiöse Ausbildung an der Kirche St. Josef in Danzig und in der Kapelle des hl. Adalbert in Zoppot, trotz der Hindernisse von seiten der kommunistischen Machthaber.

Auch an die ökumenischen Wochen sei erinnert, die seit 1966 jährlich organisiert wurden. Um den Gläubigen sakramentales Leben auch außerhalb ihrer Pfarrei zu gewährleisten, führte Bischof Nowicki an der St.-Elisabeth-Kirche in Danzig einen ganztägigen Dienst im Beichtstuhl ein und bestimmte die Kapelle von St. Josef zur Stätte der ewigen Anbetung des Allerheiligsten.

Er begann auch mit Vorbereitungen für eine 2. Diözesan-Synode in Danzig; durch die Einberufung des 2. Vatikanischen Konzils mußten jedoch diese Pläne vertagt werden. Nach dessen Beendigung nahm der Bischof sie wieder auf und bereitete mit großer Energie entsprechende Materialien vor.

Erwähnt werden muß auch noch die Gründung eines geistlichen Gerichts und der Baubeginn eines neuen Gebäudes für das Priesterseminar, sowie die Bestätigung des hl. Adalberts als Patron der Diözese Danzig im Jahr 1964, eine wichtige Entscheidung des Bischofs, vor allem in Hinblick auf die jetzigen Vorbereitungen für die Jubiläumsfeierlichkeiten im Jahre 1997.

Bischof Nowicki starb am 10. März 1971. Die Besprechung der kirchlichen Ereignisse in Danzig unter seiner Leitung soll durch Worte von Bischof Kaczmarek abgeschlossen werden, der sagte: „Ich möchte Dir danken für die Dynamik bei der Arbeit, die Du Deinen Mitarbeitern tiefeingeprägt hast, für die ungeheure Arbeit, die Du auf das Feld des göttlichen Ackers verwandt hast. Ich will Dir danken für die wohlthuende Väterlichkeit, mit der Du uns beschenkt hast.“ Diese Worte drücken Dankbarkeit aus und geben zugleich ein plastisches Bild der Person des Bischofs Nowicki.

Am 11. März 1971 wählten die Diözesanräte Weihbischof Lech Kaczmarek zum Kapitelvikar, und am 1. Dezember 1971 ernannte Papst Paul VI. ihn zum 4. Bischof der Diözese Danzig. Bischof Kaczmarek widmete in seiner Tätigkeit viel Zeit den Intellektuellen, der akademischen Seelsorge und der Jugend. Er organisierte für die Intelligenzschicht eine an die Pfarreien gebundene Seelsorge, was er schon früher in seiner Funktion als Weihbischof begonnen hatte. Unter seiner tätigen Anteilnahme veranstaltete man in den Jahren 1973–1980 vierteljährliche Treffen mit der katholischen Intelligenz in fast allen Pfarreien. Im Rahmen dieser Seelsorge organisierte der Bischof von 1966 an in der Kathedrale von Oliva auch Symposien für Intellektuelle, die meist in Zusammenhang mit lokalen oder feierlichen allgemeinkirchlichen Ereignissen standen. Die Bedeutung dieser Symposien wird dadurch deutlich, daß an ihnen gewöhnlich über 1.000 Personen teilnahmen. Seit 1972 wurden in der Diözese auch Wochen christlicher Kultur veranstaltet, in welche schrittweise von Jahr zu Jahr mehr Pfarreien einbezogen wurden.

Mit einem Dekret vom 6. August 1973 berief Bischof Kaczmarek dann die II. Synode in Danzig ein, die vor allem seelsorglichen Charakter hatte.

Bischof Lech Kaczmarek wußte, daß die geordnete seelsorgliche Betreuung der Gläubigen in der Diözese dringend eine baldige Neugliederung der Pfarreien erforderte. Die Realisierung seiner Vorstellungen stieß jedoch auf ungeheure Schwierigkeiten, besonders in den neuen Siedlungen, welche als „ohne Gott“ geplant waren. Die Veränderung dieses Sachverhaltes war seine besondere Sorge und Gegenstand seiner Unterredungen mit den Mächtigen der Stadt. Die Ereignisse vom Dezember 1970 brachten zwar teilweise eine Milderung im Umgang der Kommunisten mit der Kirche, aber erst der mit den Ereignissen vom August 1980 verbundene gesellschaftspolitische Umbruch bedingte eine Neugründung von Pfarreien und Kirchen. Aus dieser neuen Lage zog der Bischof Nutzen: er errichtete zwischen 1980 und 1983 14 neue Pfarreien, davon allein sieben in Danzig.

Bischof Kaczmarek widmete auch dem Priesterseminar seine besondere Aufmerksamkeit, vor allem dem Bau des neuen Gebäudes, das 1978 vollendet wurde. Doch angesichts der ständig steigenden Anzahl von Kandidaten für das Priesteramt erwiesen sich auch diese Räume bald als unzureichend, so daß man 1983 an die Errichtung eines weiteren Gebäudes ging. Auch die Zusammenarbeit des Priesterseminars mit der Päpstlichen Fakultät in Posen wurde ermöglicht, damit auf diese Weise die Absolventen den Magistergrad erlangen konnten.

Mit der Absicht einer Aktivierung des Theologischen Zentrums in Danzig gründete der Bischof 1972 die „Theologische Gesellschaft Danzig“. Dank seiner Initiative erhielt diese die Möglichkeit, ihre wissenschaftlichen Werke in den *Studia Gdańskie* zu veröffentlichen, deren erste Nummer 1974 erschien.

St. Maria Rosenkranz in Danzig-Przymorze, gebaut in einer Siedlung „ohne Gott“.



Für das Leben der katholischen Kirche in Danzig spielte die Berufung eines Diözesan-Seelsorgerats durch Bischof Kaczmarek eine wichtige Rolle. Dieser betrieb die Vorbereitungen für die II. Diözesansynode und war besonders hilfreich bei der Organisation unregelmäßig stattfindender Aktionen, die alle Bereiche der Diözesan-Seelsorge umfaßten. So hatte eine große Bedeutung die Feier zum 50jährigen Bestehen der Diözese Danzig 1975, deren Ziel es war, die Gegenwart der Kirche im Leben der Stadt aufzuweisen. Das Losungswort dieses Jahres lautete: *Bleibt treu im Glauben*. 1977 erlebte die Diözese als Eucharistisches Jahr, das die Gläubigen für eine häufigere hl. Kommunion gewinnen sollte. 1979 war dann ein Jahr des Glaubens unter der Losung: *Die Familie stark im Glauben*. Diese seelsorglichen Aktivitäten mit Diözesancharakter haben sehr nachhaltig das religiöse Leben der Gläubigen in der Diözese belebt und vertieft.

Die lebendige Gegenwart der Kirche in Danzig offenbarte sich in besonderem Maße im August 1980, als die streikenden Werftarbeiter eine heilige Messe forderten, was ihnen Bischof Kaczmarek durch die Entsendung von Priestern auf das Werftgelände ermöglichte. Während des Kriegszustandes bemühte sich der Bischof um die Internierten und ihre Familien. Die Pfarngemeinden wurden in dieser Zeit sehr lebendige Zentren tätiger Nächstenliebe. Eine besondere symbolische Bedeutung für Polen erhielten die Danziger St.-Brigitten-Kirche und ihr Pfarrer Henryk Janowski.

Auch Bischof Kaczmarek wußte um die Bedeutung der Presse in der Seelsorge und setzte darum die Bemühungen von Bischof Nowicki fort, ein eigenes katholisches Wochenblatt ins Leben zu rufen. 1983 konnte endlich die erste Nummer einer Zweiwochenschrift unter dem Namen *Gwiazda Morza* erscheinen.

Neben seiner ausgedehnten seelsorglichen und administrativen Arbeit setzte der Bischof auch seine wissenschaftliche Tätigkeit fort; seine Veröffentlichungen umfassen ca. 130 Posten.

Festhalten muß man auch, daß in diesem dynamischen Engagement in Angelegenheiten der Kirche die Weihbischöfe den Bischof Kaczmarek sehr unterstützten, zunächst Weihbischof Kazimierz Kluz (1972–1982) und dann Dr. Tadeusz Gocłowski von 1983 bis zum Tode des Diözesanbischofs, der am 31. Juli 1984 in Danzig starb. Am folgenden Tag, dem 1. August 1984, wurde Bischof Gocłowski zum Administrator gewählt und am 31. Dezember 1984 von Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Danzig ernannt. Mit seinem Charisma für Gestaltung und für die Transformation historischer und wichtiger aktueller Strömungen in konkrete kirchliche Formen gibt er ständig neue Impulse für ein dynamisches Wachstum kirchlichen Lebens. In allen seinen Arbeiten unterstützt den Metropoliten der 1992 zum Erzbistum erhobenen Diözese Danzig seit 1985 Weihbischof Dr. Zygmunt Pawłowicz.

Die Entwicklung in Deutschland

Msgr. Johannes Goedeke

Besonders im Hinblick auf unsere polnischen Freunde möchte ich kurz eingehen auf die allgemeine Situation der heimatvertriebenen Katholiken in Deutschland nach dem Krieg. Die Danziger bildeten unter ihnen ja nur eine verschwindende Minderheit. Schon in der alten Heimat hatten sie nur etwa 35 % der Gesamtbevölkerung dargestellt. Nun waren sie auf das in vier Besatzungszonen aufgeteilte Restdeutschland verstreut worden, vorwiegend waren sie in Norddeutschland gelandet. Hier fanden sie sehr unterschiedliche Voraussetzungen für die Entfaltung ihres religiös-kirchlichen Lebens vor. Sie kamen zum Teil in Diasporagebiete, in denen es zuvor nur ganz wenige, auf dem flachen Land überhaupt keine Katholiken gegeben hatte. Demgegenüber war Rheinland-Westfalen überwiegend von katholischer Tradition geprägt. Da die Innenbezirke der Städte zum größten Teil zerbombt waren, gab es für die Vertriebenen gewöhnlich nur ein Unterkommen in den Randbezirken, vorwiegend aber in Dorfgemeinden.

In katholischen Gegenden fanden sie Gemeinden mit eigenem Gepräge und Brauchtum vor, dem sie sich anpassen mußten. Die Akzeptanz der Flüchtlinge war wegen der Enge und der durch den Krieg bedingten desolaten äußeren Verhältnisse nicht durchweg positiv. Immerhin war in jedem Dorf eine Kirche.

Ganz anders in den Diasporagebieten. Dort gab es nur in den größeren Städten gewachsene katholische Gemeinden. In Kleinstädten und auf dem weiten Land mußte die Seelsorge völlig neu aufgebaut werden. Es waren vornehmlich die heimatvertriebenen Priester, die sich der weitverstreuten Herde annahmen. Gottesdienste wurden gehalten in den oft überaus nüchternen protestantischen Kirchen, in Schulräumen oder Gasthäusern.

In Kassel, wo sich drei Danziger Priester zusammengefunden hatten, betreuten wir drei Vorortbezirke und elf Dörfer. Dafür hatte es ursprünglich nur eine im Pfarrhaus eingebaute Kapelle gegeben. Nun aber mußten wir täglich ausschwärmen, um die etwa 4.000 Katholiken, die aus den verschiedensten Ostgebieten eingeschleust waren, vor Ort zu sammeln.

Für die Danziger Katholiken, die aufgrund ihrer verhältnismäßig geringen Zahl in besonders krasser Vereinzelung lebten, war die Gefahr einer religiösen Entwurzelung akut. Aber sie hatten aus der Heimat zum großen Teil einen religiösen Fundus mitgebracht, der sich unter den widrigen Verhältnissen als außerordentlich tragfähig erwies, vor allem bei denen, die durch die katholischen Verbände geprägt waren. Obwohl in der Nazizeit durch Verbote eingengt, hatten sie im Untergrund ihr Leben weiterentfaltet, zumal die Jugend.



**Danziger Katholikentag, Düsseldorf 1963,
Bischof Dr. Carl Maria Splett.**

Erstaunlicherweise ist von der Jugend ein ganz entscheidender Impuls für die Kirche Danzigs in Deutschland ausgegangen. Bald nach dem Krieg war in Altenberg bei Köln die im Dritten Reich aufgelöste Zentralstelle für katholische Jugendarbeit neu errichtet worden. Leiter dieser Zentrale war ein Danziger Priester geworden, der später Visitator der Danziger Katholiken, zuvor Pfarrer der Herz-Jesu-Kirche in Danzig-Langfuhr, Dr. Franz Josef Wothe. Die Diözese Münster hatte eine alte Wasserburg erworben und war im Begriff, sie als Jugendburg auszugestalten. Dr. Wothe faßte im Verein mit einigen beherzten Mitstreitern den Entschluß, die vertriebenen Jungen und Mädchen aus dem Bistum Danzig für August 1947 auf die Burg Gemen einzuladen. „Durch Rundschreiben an unsere Seelsorger, durch den katholischen Nachrichtendienst des Londoner Rundfunks, durch zahlreiche Briefe an Pfarrkinder rief ich von Altenberg aus alle Jungen und Mädchen zu einem Treffen auf. Die Bewältigung der technischen Schwierigkeiten war unermesslich groß: Zelte, Stroh, Kartoffeln und Brot, Marmelade usw. mußten mit Hilfe ausländischer Freunde beschafft werden ... einige hundert Jugendliche waren zusammengeströmt. ... Sicher, das Wiedersehen stand im Mittelpunkt, aber es bildeten sich auch schon die konstruktiven Elemente der kommenden Gemeinschaft und ihre Zielsetzung voraus.“ (So F. J. Wothe in einem späteren Bericht.)

Man entwarf für die neue Gemeinschaft noch keine Satzung, einzig ein programmatisches Leitwort hat man sich gegeben: „Treu zu Christus, in Liebe zur Heimat“. Man beschloß, auch kleinere Treffen auf regionaler Ebene zu veranstalten und im folgenden Jahr wieder nach Gemen zu kommen. Ein Danziger Priester (Dr. Alex Olbrisch) wurde zum Jugendseelsorger gewählt, ebenso wählte man verantwortliche Leiter für die Mannes- und Frauenjugend.

Von ganz nachhaltiger Bedeutung war eine damals von Gemen ausgehende Botschaft. Der Text wurde vom Londoner Rundfunk veröffentlicht und lief durch die Presse. Die polnische kommunistische Nachrichtenagentur reagierte sehr feindselig. Da diese Botschaft in späteren Jahren auch von anderen katholischen Verbänden als richtungsweisend angesehen worden ist, sei sie hier noch einmal im Wortlaut wiedergegeben (siehe Kasten unten). Derweil waren die Priester dort seelsorglich tätig, wohin es sie gerade verschlagen hatte. So auch die Mitglieder des Konsistoriums: Dr. Stachnik, Dr. Maier (Offizial), Prälat Fedtke und Dr. Behrendt, der sich als Generalvikar des Bischofs für die Seelsorge an den Danzigern besonders verant-

wortlich fühlte, der aber in Süddeutschland auf einem Dorf wirkte und von dort wenig für die Danziger tun konnte. Ihm übertrug deshalb der Bischof von Münster eine Vortgemeinde von Münster, wo Dr. Behrendt 1952 eine „Zentralstelle der Danziger Katholiken“ einrichtete. (Bis dahin hatte es schon eine „Heimatstelle“ in Menden gegeben.) Durch einen vierteljährlich erscheinenden „Heimatbrief“ konnten Impulse vermittelt, Kontakte vertieft, Regionaltagungen Wallfahrten u. a. m. bekanntgegeben und durchgeführt werden. Alljährlich wurden die Danziger Priester zu einem Treffen in Königstein (meist in Verbindung mit den Ermländern) eingeladen. Die Jahrestagung in Gemen war für die inzwischen erwachsen gewordene Jugend zur festen Tradition geworden.

Es gab in den Jahren nach dem Krieg sicher keine Veranstaltung Danziger Katholiken in Deutschland, wo man nicht unseres Bischofs Dr. Carl Maria Splett gedacht hätte. Nach acht Jahren Kerkerhaft war er immer noch nicht im Besitz der vollen Freiheit. (In der Zeit des sogen. „kommunistischen Tauwetters“ in Polen gingen gewisse „Parolen“ um, die bei uns neue Zuversicht für den Bischof keimen ließen.) – Da klingelten in den letzten Tagen des Jahres 1956 überall bei den Danziger Katholiken die Telefone. Man wollte es sich bestätigen, wollte genaueres wissen. Schließlich erfuhren es alle: Der Bischof ist frei und hat eine Wohnung in Düsseldorf bezogen. Für mich bot sich der 17. Januar 1957, der 59. Geburtstag von Carl Maria, an, ihn in Düsseldorf zu besuchen. Ich war an diesem Tag einer von vielen Besuchern, die ihrem Bischof persönliche Segenswünsche überbrachten. Unvergesslich diese Begegnung nach so vielen schicksalsträchtigen Jahren. Er schloß mich in die Arme und sagte nur: „Goedeke, mein Primogenitus!“ – Als den „Erstgeborenen“ pflegte er mich zu bezeichnen, weil ich der erste gewesen bin, dem er die Hände zur Priesterweihe aufgelegt hatte. – Über der

An die katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig

Über 400 Vertreter der katholischen Jugend des Bistums Danzig sind am neunten Jahrestag der Bischofsweihe ihres Oberhirten auf einer katholischen Jugendburg versammelt und senden Euch ihren Gruß in Christus. – In die Häuser, in denen wir gelebt, in die Schulen in denen wir unterrichtet wurden, und vor allem in den ehrwürdigen Kirchen, in denen wir gebetet und gesungen haben, seid Ihr jetzt eingezogen. Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene, über ganz Deutschland verstreut, in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken, wie das Volk Israel es einst an den Flüssen von Babylon tat. Wie aber dieses Volk, unter die Zuchttrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen, so sind auch unsere Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung auf Heimkehr hofft. Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt uns hoffen, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen. – In dieser Hoffnung grüßen wir Euch als Brüder und Schwestern im Herrn.

Gemen/Borken, am 24. 8. 1947

Die Vertreter der katholischen Jugend des Bistums Danzig.

gez. Dr. Alex Olbrisch, Diözesanjugendseelsorger

gez. Gerhard Hoppe, Diözesanjugendführer

gez. Evelin Drossel, Diözesanjugendführerin

Wiedersehensfreude lag dennoch ein verhaltener Ernst. Der Bischof hatte mit Erstaunen wahrgenommen, wie man emsig daran war, das „Wirtschaftswunder“ zu wirken, als wären alle Erschütterungen der Vergangenheit vergessen. Er schien sich in dieser neuen, fremdartigen Wirklichkeit noch nicht recht zu Hause zu fühlen. Dennoch keine Spur von Resignation im Hinblick auf die Zukunft.

Am Abend jenes Geburtstages hat Carl Maria sein erstes pastorales Schreiben verfaßt. Es war an die „priesterlichen Mitbrüder“ gerichtet. Darin beschwor er die Gemeinschaft des Betens und Opfern zwischen Bischof und Priestern. Seine Priester waren ja über ganz Deutschland und darüber hinaus weit verstreut. Der Zusammenhalt hatte sich in den letzten Jahren etwas gelockert; denn jeder war von der seelsorglichen Arbeit, in der er jeweils stand, voll in Anspruch genommen. Nun lud der Bischof erneut zur Teilnahme an den jährlichen Tagungen in Königsstein ein,



Prälat Anton Behrendt, 1964 in Gemen.

die auch sofort einen erneuten Auftrieb erhielten.

Im Juli 1957 erhielt der Bischof für sein Wirken unter den heimatvertriebenen Diözesanen eine Legitimation durch den Papst Pius XII., der ihn ausdrücklich mit der Seelsorge an den Danziger Katholiken in der Vertreibung beauftragte. Für die Danziger war er natürlich auch ohnedem schon „ihr Bischof“ gewesen. Das hatte sich bereits bei dem ersten größeren Regionaltreffen gezeigt, an dem er teilgenommen hat. Man hatte zum Frühjahrstreffen im Mai 1957 in Münster mit 200 Teilnehmern gerechnet, gekommen waren 800, ein Zeichen dafür, was den Danziger Katholiken die Anwesenheit ihres Bischofs bedeutete. Schon damals hat er in der Predigt programmatisch formuliert: „*Wir haben ein Recht, unsere heimatliche Art auch hier wie in der Heimat zu pflegen, . . . aber wir haben auch die Verpflichtung zur Eingliederung in die neue Gesellschaft, in die Gott uns durch die Vertreibung hineingestellt hat.*“

Den Höhepunkt aller Tagungen mit dem Bischof stellte zweifellos der Danziger Katholikentag in Düsseldorf vom 23. bis 25. August 1963 dar. Besonderer Anlaß war

das 25jährige Bischofsjubiläum. Hier erfuhren die Danziger Katholiken, welche beachtliche Gemeinschaft sie darstellten. Mit Staunen konnten wir wahrnehmen, welchen Widerhall das Wirken unseres Bischofs in der Öffentlichkeit gefunden hatte. Die kleine Diözese Danzig hatte eine Präsenz erlangt, mit der sie sich vor den anderen großen Schwestern nicht zu schämen brauchte.

Seine besondere Verbundenheit bekundete der Bischof der Jugend. Immer war er zu Gast, wenn sie sich in Gemen zusammenfand. In diesem Umfeld vollzog sich die eigentliche geistige Auseinandersetzung mit den Problemen der Integration der deutschen Spaltung zwischen West und Ost und vor allen dem Verhältnis zum polnischen Volk. Wenn der Bischof sich hier äußerte, war bemerkenswert, wie er völlig frei war von jedem Ressentiment gegenüber den Polen. Im Gegenteil: Man konnte es Liebe nennen, was er diesem Volk gegenüber empfand. Wie oft hat er um Ver-



Prälat Dr. Franz Josef Wothe, am Tag seiner Einführung, 1968.

ständnis, ja Liebe für die Polen gewonnen! Um die vielen Unternehmungen besser planen zu können, hat der Bischof neben dem Konsistorium noch ein besonderes Gremium aus Priestern und Laien ins Leben gerufen, den Bistumsrat, der jedes Jahr einmal zusammentrat. – Man mochte es nicht fassen, als am 5. März 1964 durch den Rundfunk die Nachricht verbreitet wurde, der Bischof von Danzig, Dr. Carl Maria Splett, sei gestorben. Ich selber erhielt die Nachricht am frühen Morgen durch einen telefonischen Anruf aus Düsseldorf. Es war der Tag meines 25jährigen Priesterjubiläums. Der Bischof hätte am Abend zuvor alles für die Reise vorbereitet, um seinem Primogenitus die Festpredigt zu halten. – Uplötzlich waren unsere Feste in Trauer verwandelt.

In Düsseldorf, der Patenstadt Danzigs, die ein halbes Jahr zuvor noch Stätte ungetrübter Festesfreude gewesen war, bestimmte die Trauerfeier um unseren Bischof weitgehend das Bild der Innenstadt. Schon am Vorabend war in Anwesenheit des Apostolischen Nuntius die Totenvesper gefeiert worden. Am Begräbnistag selbst (10. März) bewegte sich nach dem Requiem ein un-

übersehbarer Trauerzug – mit Kardinal Frings, dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz als Offiziars – von der Hauptkirche St. Peter zur Lambertuskirche in der Altstadt.

Dort hat nun der zweite Bischof von Danzig seine Ruhestätte. Immer, wenn Danziger Katholiken sich in Düsseldorf zu gottesdienstlicher Feier versammeln, gehen sie im Anschluß an sein Grab und widmen ihrem Oberhirten ein Gebetsgedenken. Ob irgendwann Bemühungen der jetzt in Danzig lebenden Katholiken dazu führen werden, den Toten in seine Kathedrale in Oliva zu überführen, mag die Zukunft entscheiden. Es wird auf jeden Fall erst möglich sein, nachdem ihm zuvor die geraubte Ehre wiedergegeben ist.

Schon überraschend schnell, am 21. März 1964, ernannte der Apostolische Stuhl einen Visitator für die Danziger Katholiken in Deutschland: Prälat Dr. Anton Behrendt. Nach seinem Ernennungsdekret hatte er als solcher für diese alle Rechte und Pflichten eines Bischofs wahrzunehmen. Er war also praktisch der Nachfolger des verstorbenen Bischofs für alle Aufgaben, welche diesem einst vom Papst übertragen worden waren. Dadurch, daß Prälat Behrendt schon seit 1952 die „Zentrale der Danziger Katholiken“ in Münster geleitet hatte und durch die Herausgabe des „Heimatbriefes“ war er allen Danzigern bekannt. Man schätzte ihn wegen seiner persönlichen Schlichtheit, die er auch bewahrte, als er mit Mitra, Ring und Brustkreuz geschmückt, in das Bischofshaus nach Düsseldorf eingezogen war. Da ich bald nach seinem Amtsantritt ins Konsistorium berufen wurde, konnte ich sein segensreiches Wirken kennen und schätzen lernen.

Er dehnte die Stätten der Regionaltreffen mit Referaten und Gottesdiensten noch weiter aus. Besonders am Herzen lag ihm das durch die Mauer getrennte Berlin. Von hier aus hatte Konsistorialrat Maier, entsprechend einem von Bischof Dr. Carl Maria Splett vor dessen Verhaftung erhaltenen Auftrag, versucht, durch Rundbriefe Kontakte zu den weit verstreuten Danziger Katholiken herzustellen. Aber durch die Insellage und vor allem durch die Teilung hatte die ehemalige Hauptstadt längst ihre zentrale Funktion verloren. Prälat Behrendt war es ein Anliegen, besonders den in weiten Diasporagebieten der DDR unter zunehmendem Druck des atheistischen Regimes stehenden Priestern ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu verschaffen. Im Ostteil der Stadt fand alljährlich ein Treffen der in der DDR lebenden Priester statt. Wegen der Gefahr der Bespitzelung konnte Prälat Behrendt selbst daran nie teilnehmen. Erst seit dem vergangenen Jahr wissen wir aus den Akten des Stasi, daß dieser über alle unsere Konspirationen genauestens informiert gewesen ist.

Überflüssig zu bemerken, daß Dr. Behrendt zum Adalbertus-Werk und zur Adalbertus-Jugend lebendigen Kontakt hielt und bei den Jahrestagungen in Gemen präsent war.

Leider hat die Amtsführung von Prälat

Behrendt nicht einmal vier Jahre gedauert. Am 11. 1. 1968 ist er in Düsseldorf nach schwerer Krankheit verstorben. – Noch am Tag der Beerdigung hatte der Apostolische Nuntius die Konsistorialräte zu einer Besprechung und Erkundung für die Nachfolge geladen. Zum Nachfolger wurde am 27. Februar 1968 der Konsistorialrat Dr. Franz Josef Wothe ernannt.

Dieser verlegte den Amtssitz nach Hildesheim, wo er als Leiter des diözesanen Seelsorgeamtes und Professor am Priesterseminar wirkte. Der Nachteil, nicht mehr hauptamtlich den Danziger Katholiken zur Verfügung zu stehen, wurde dadurch ausgeglichen, daß nun für die Danziger der ganze Verwaltungsapparat des Bischofs von Hildesheim zu Verfügung stand, der damals als Vertriebenenbischof für alle Heimatvertriebenen in Deutschland zuständig war. Von daher ergab sich auch eine optimale Verbindung mit dem gesamtdeutschen Episkopat, da der Apostolische Visitator der Danziger Katholiken infolge des exempts

liturgischen Stundengebet. Für die Danziger Katholiken gibt es kein Treffen ohne sie. Bleibt noch etwas zu sagen über das Adalbertus-Werk. Es versteht sich als Bildungswerk der Danziger Katholiken und ist fast nahtlos hervorgegangen aus der Jugend des Jahres 1947. Von Anfang an ging es den jungen Menschen um die Aufarbeitung der jüngsten, zugleich aber auch der früheren Geschichte: Es gab kompetente Leute, die sich der Aufgabe unterzogen, die komplexen Verflechtungen der Vergangenheit wie der Gegenwart zu klären und zu deuten. – Nur drei Namen seien hervorgehoben: *Edmund Neudeck*, einst Lehrer am deutschen Gymnasium in Graudenz, dann Studiendirektor in Hagen und langjähriger 1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes. – *Professor Paulus Lenz-Medoc*, aus Westpreußen stammend, von den Nazis verfolgt, Professor an der Sorbonne, seit 1954 regelmäßiger Gast in Gemen bis zu seinem Tod. – Schließlich unser unvergeßlicher *Professor Franz Manthey*, der als geistlicher Beirat

Diözesanbischof, im Beisein von Weihbischof und Generalvikar, in Oliva empfangen und durften anschließend mit Herrn Weihbischof Pawłowicz in deutscher Sprache die hl. Messe feiern. Damals wurde auch das Patenschaftsverhältnis für die Dorotheenkirche in Danzig-Nenkau besiegelt. Daß die Bestätigung der Verehrung der seligen bzw. heiligen Dorothea von Montau zustande kam, ist dem Bemühen des seinerzeitigen Seniors des Konsistoriums, Dr. Stachnik, zu verdanken. Nach umfangreichen Arbeiten konnte er 1971 die Position bei der zuständigen Kongregation in Rom einreichen, und am 26. Juni 1977 erfolgte die feierliche Proklamation im Dom zu Münster.

Nachdem der Apostolische Stuhl den langjährigen Apostolischen Visitator Prälat Wothe nach Vollendung des 75. Lebensjahres von seinem Amt entpflichtet hatte, wurde nach einiger Zeit der Unsicherheit am 28. November 1986 der Seemannspastor Johannes Bieler zum Apostolischen Visitator



Begegnung in Danzig: Empfang bei Bischof Gocłowski, 1988, v. l. Generalvikar Polzin, Msgr. Joh. Goedeke, Bischof T. Gocłowski, Hedwig Klinkosch, Weihbischof S. Pawłowicz.

Status des Bistums Danzig nicht Mitglied der deutschen Bischofskonferenz war (und bis heute nicht ist).

Prälat Wothe intensivierte die bestehenden Beziehungen zu Danzig. Maßgebend war er beteiligt an dem deutsch-polnischen Gemeinschaftswerk zur Beschaffung einer neuen Orgel in der Marienkirche. Als ihn nach der Katastrophe von Tschernobyl ein Notruf aus Danzig erreichte, schickte er umgehend einen Lkw mit 5 Tonnen Milchpulver als Babynahrung dorthin.

Der von Bischof Splett gegründete Bischofsrat erhielt am 12. 11. 1970 eine neue Satzung und wurde als ein von den Danziger Katholiken gewähltes Gremium als „Komitee der Danziger Katholiken in der Bundesrepublik Deutschland“ neu konstituiert.

Ein lange geplantes Vorhaben konnte erst 1984 verwirklicht werden: Die Erstellung eines Gesangbuches, das in Text und Melodie die kostbarsten Schätze des Liedgutes aus dem Bistum Danzigs enthält. Seitdem wird es bei allen gottesdienstlichen Feiern benutzt, in denen Danziger Katholiken singen. Besonderer Beliebtheit erfreut sich immer die Danziger Vesper als einer volkstümlichen Nachbildung der Vesper aus dem

dem Adalbertus-Werk eng verbunden war und uns neue Aspekte der Geschichte zwischen Deutschen und Polen erschloß. – Viele Regionaltreffen der Danziger Katholiken wurden Jahre hindurch mit Bildungsveranstaltungen des Adalbertus-Werkes verbunden, wofür vor allem *Edmund Neudeck* und der jetzige Vorsitzende *Gerhard Nitschke* Sorge trugen.

Das Adalbertus-Werk (darin nochmals fortbestehend die Adalbertus-Jugend) ist eine eigenständige Gemeinschaft katholischer Laien. Sein Vorstand wird gewählt. Es weiß sich fest eingebunden in die übrige Gemeinschaft der Danziger Katholiken unter ihrem Oberhirten, dem Apostolischen Visitator. Als geistlicher Beirat kann ich bestätigen, wie wesentlich für diese Gemeinschaft die religiöse Ausrichtung und Prägung ist. So suchten wir auch in den Jahren, als ein Apostolischer Visitator unter dem kommunistischen Regime noch nicht offiziell in Danzig erscheinen konnte, die Verbindung zu den kirchlichen Stellen der Heimat-Diözese zu verlebendigen. Noch vor der sogenannten Wende, im August 1988, wurden wir gelegentlich einer Bildungs- und Pilgerreise sehr offiziell vom



Prälat Johannes Bieler, Gemen 1989.

ernannt. Da er die Seelsorge unter den Seeleuten aufrechterhält, wurde der Amtssitz nach Bremen verlegt. Neben der Durchführung der verschiedenen Regionaltreffen sind Prälat Bieler die Wallfahrten und Pilgerreisen ein besonderes Anliegen. Seit 1988 wird jährlich im September die Wallfahrt der Danziger nach Aachen durchgeführt, wo eine kostbare Reliquie unseres Diözesanpatrons St. Adalbert aufbewahrt wird. – Seit 1992 findet die jährliche Pilgerreise nach Danzig einen besonders guten Widerhall.

Indessen versuchen wir vom Adalbertus-Werk einen Unterbau der Verständigung und Versöhnung zu schaffen. Wir haben inzwischen viel voneinander gelernt: Verständigung durch Verstehen. Verstehen und Erkennen ist nach Augustinus nur möglich, wenn man liebt. „Aus der Liebe handeln“, das hat uns einmal Prof. Lenz-Medoc ans Herz gelegt. Wenn unser Bildungswerk in diesem Sinne lebt und weiterarbeitet, dann hat es noch lange nicht ausgedient. – „Aus der Liebe handeln“ kann sehr anstrengend sein. Aber wir vertrauen im Geiste unserer christlichen Grundhaltung: „Die Liebe hört niemals auf.“ (1 Kor.13)

Seit einigen Jahren begleiten uns zum Gementreffen und zu den meisten Regionaltagungen des Adalbertus-Werkes zwei Bildtafeln: zwei schlichte Holztafeln mit vergrößerten Reproduktionen der beiden ältesten Holzschnitt-Darstellungen von St. Adalbert und St. Dorothea von Montau, wie sie hier abgebildet sind. Seltsamerweise sind beide fast gleich alt, die eine von 1492, die andere von 1493; sie stammen also aus jener Zeit des großen Umbruchs vom Mittelalter zur Renaissance vor der Halbjahrtausendwende, als die damalige Welt den Untergang befürchtete, zugleich sich aber auch anschickte, neue räumliche und geistige Dimensionen zu entdecken.

In Gemen hängen die beiden Tafeln während der ganzen Tagung in der Michaels-Kapelle, in der wir täglich unseren Gottesdienst feiern, zum Morgen- und Abendgebet zusammenkommen. Bei den Regionaltagungen stehen sie während der Danziger Vesperandacht im Altarraum der jeweiligen Kirche.

Sie sind Zeichen für eine dreifache geistige Brücke: zum einen sollen sie ein Stückchen kirchliche Heimat hineintragen in die jeweilige Gastkirche, damit die Heiligen unserer Danziger Heimat uns auch fern von ihr geistig nahe sind und uns durch ihre Darstellungen daran erinnern, daß sie für uns und die Menschen in unserer alten Heimat gemeinsam Fürsprecher bei Gott sind; zum zweiten sollen sie uns am Beispiel ihrer beiden Leben auch an unsere eigene geschichtliche Bezogenheit mahnen: beide Heilige haben in ihrer Zeit Heilsgeschichte mitgeprägt, sie haben angenommen, was Gott ihnen zumutete – auch die Erfahrung unermeßlichen Leides – und haben daraus Kraft gewonnen für den Dienst an ihren Mitmenschen und darüber hinaus für ihr Mitwirken am Heil der Kirche in ihrer Zeit; zum dritten sollen uns die beiden Bilder hinausweisen in die Zukunft: Adalbert und Dorothea waren trotz aller Zeitgebundenheit ihres Lebens Heilsgestalten, die die Zukunft der Kirche vor sich sahen, sie mitzugestalten versuchten und vor allem auf sie hin ihr Gebet ausrichteten.

Adalbert, dessen Todestag sich im nächsten Jahr am 23. April 1997 zum 1000sten Mal jährt, war Vertriebener wie wir. Zweimal mußte er seine Bischofsstadt Prag wegen des Widerstandes der ihm anvertrauten Herde gegen seine Seelsorge verlassen und suchte Zuflucht in Rom in einem Benediktinerkloster. Als man vor seinem dritten Versuch, in seiner Bischofsstadt zu wirken, vier seiner Brüder mit ihren Familien ermordete, wandte er sich der Mission bei den heidnischen Pruzen in unserer Heimat zu und hoffte so, Gottes Auftrag als Bischof und Kündler des Evangeliums zu erfüllen. Doch schon im ersten Anlauf scheiterte er: nachdem er zuvor noch in Danzig mit großem Erfolg getauft und gepredigt hatte, wurde er wenige Tage danach beim Versuch, ins Pruzenland einzudringen, ermordet, wahrscheinlich etwas

St. Adalbert und St. Dorothea

Patrone des Versöhnungsdienstes

Gerhard Nitschke

südlich von Elbing nahe bei dem Ort Heiligenwalde (polnisch: Swienty Gaj).

Beurteilt man sein Leben nach den Kriterien dieser Welt, war er ein weitgehend gescheiterter Mann, denn weder als Bischof noch als Missionar war ihm sichtbarer Erfolg beschieden. Sieht man es jedoch im Heilsplan Gottes, dann muß man erkennen, daß der Märtyrertod dieses Mannes bis heute heilsgeschichtlich wirksam ist in vielen Ländern Ostmitteleuropas. St. Adalbert ist Patron Polens, Ungarns, Tschechiens, der Slowakei und war einst auch Reichsheiliger des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Sein zerteilter Märtyrerleib – seine Reliquien sind über ganz Europa verstreut – wird in dieser Zeit der Vorbereitung auf das Adalbert-Millennium immer mehr zum Symbol für die Einheit Europas, zu einem Zeichen des Heils, des Miteinanders und der Aussöhnung für die Völker eines Kontinents, der durch zwei mörderische Kriege und zwei menschenverachtende Weltanschauungen in diesem Jahrhundert in besonderer Weise vom Geiste der Zwietracht und des Unheils gezeichnet ist.

Und auch für uns Danziger ist St. Adalbert ein besonderer Patron der Versöhnung und des Brückenbaus: er ist unser Diözesanheiliger und auch der Schutzheilige unseres Bildungswerkes; er verbindet „alte“ und „neue“ Danziger über die Grenzen hinweg. Wie seit Jahrzehnten wallfahrten auch

heute Danziger nach St. Albrecht bei Danzig, polnische und deutsche Danziger verbindet dort das Gebet. 1988 führte die erste vom Adalbertus-Werk veranstaltete Wallfahrt Danziger Katholiken aus Deutschland nach Danzig mit Prälat Goedeke uns auch nach St. Albrecht, seit 1992 findet jedes Jahr eine solche Wallfahrt mit dem Apostolischen Visitor Prälat Bieler statt. Und seit 1988 wallfahrten Danziger Katholiken in Deutschland am ersten Septembersonntag zu den Adalbert-Heiligtümern in Aachen und schlagen von dort aus eine Brücke des Gebetes zur alten Heimat, ebenso wie wir das von Gemen aus und bei den Regionaltagungen im Angesichte der Bildtafeln tun.

Und St. Dorothea? Ihr Todestag jährte sich vor zwei Jahren am 25. Juni 1994 zum 600sten Mal und gab Anlaß – zumindest in unserer Heimat und bei uns Danzigern in Deutschland – dieser Heiligen des ehemaligen Deutschordenslandes wieder einmal etwas intensiver zu gedenken. Obwohl sie zu den großen mittelalterlichen Mystikerinnen gehört und schon in einer Chronik des 15. Jh. neben die hl. Katharina von Siena und die hl. Birgitta von Schweden gestellt wird, ist sie im deutschen – und auch im polnischen – Volk kaum bekannt, es sei denn im unteren Weichselraum und bei den aus diesem Gebiet Vertriebenen. Polen und Deutsche aus diesem Raum waren es denn auch, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg – der sie in besonderem Maße entzweite – intensiv darum bemühten, daß die im Volk Jahrhunderte hindurch erhalten gebliebene Verehrung der hl. Dorothea auch offiziell von Rom bestätigt und für die ganze Kirche anerkannt wurde.

Dorothea wurde 1347 in dem Dorf Montau im Weichseldelta unweit von Danzig geboren. Ihre Eltern waren Bauern. Sie wuchs gemeinsam mit acht Geschwistern in einer tiefreligiösen Familie auf, heiratete mit 16 Jahren einen Waffenschmied aus Danzig und wurde Mutter von neun Kindern, von denen jedoch acht in den Pestjahren 1375 und 1383 als Kinder starben. Von Beginn war ihre Ehe begleitet von einer wachsenden geistigen Verinnerlichung, die in der Steigerung ihres Gebetslebens, der Zunahme asketischer Übungen und dem seit 1364 Einsetzen mystischer Visionen ihren Ausdruck fand. Nach dem Tod ihrer Kinder zog es sie ab 1384 zu den großen Wallfahrtsstätten Europas: Aachen, Einsiedeln und Rom. 1390, nach dem Tod ihres Mannes, verschenkte sie ihre Habe, um den Rest ihres Lebens ganz Gott zu weihen und am Dom zu Marienwerder in einer kleinen Klausel zu leben. Täglich empfing sie die hl. Kommunion, sonst nahm sie nur geringe Nahrung zu sich. Viele Menschen kamen zur Klausel, um von ihr Rat und Weisung zu erhalten. Sie rief auf zum Gebet in den Spannungen jener Zeit, als sich der Zerfall des Deutschen Ritterordens ankündigte, die Differenzen zwischen ihm und Polen eskalierten und die Kirche unter dem großen abendländischen Schisma litt. Als Dorothea am 25. Juni 1394 in ihrer Klausel im Rufe der Heiligkeit starb, wurde sie in der

Adalbertus bischoff



Holzschnitt aus der Weltchronik von Hartmann Schedel, 1493.



Hl. Dorothea von Montau,
älteste Darstellung von 1492.

Krypta des Domes zu Marienwerder begrabten. Schon 1395 wurde in Rom das Kanonisationsverfahren beantragt, 1396 errichtete man über ihrem Grab einen Altar. Der Dom wurde zur Pilgerstätte für Deutsche und Polen aus dem ganzen Land. Mit der Einführung der Reformation im Ordensland im Jahre 1525 kam jedoch das Heiligsprechungsverfahren für Dorothea zum Stillstand, und als Marienwerder evangelisch wurde, verwüstete man 1544 ihre Grabstätte.

Im Volk jedoch blieb die Erinnerung an die heilige Frau wach, sie wurde als Mutter, Pilgerin und Klausnerin von Polen und

Deutschen gemeinsam verehrt und um Erhalt des Friedens angerufen. Erst zu Anfang des 20. Jh. wurde der Prozeß in Rom wieder aufgenommen, durch den 2. Weltkrieg jedoch erneut unterbrochen und dann erst 1951 weitergeführt. Unterstützt wurde das Anliegen sowohl von den vertriebenen Gläubigen und ihren Oberhirten aus West- und Ostpreußen, als auch von denen, die heute in der Heimat Dorotheas leben. Das Konzil verzögerte noch einmal den Verlauf des Verfahrens, bis es endlich am 9. Januar 1976 zum Abschluß kam, als Papst Paul VI. durch ein Dekret den „Kult der Ehrwürdigen Dienerin Gottes Dorothea von Montau, Witwe, Klausnerin, die ‚Selige‘ oder ‚Heilige‘ genannt wird“, als rechtskräftig bezeichnet und bestätigt hat. In großen liturgischen Feiern wurden dieses Dekret sowohl in der Heimat Dorotheas – in den Diözesen Danzig und Ermland – als auch für das deutsche Sprachgebiet in Dom zu Münster verkündet, letzteres am 26. Juni 1977 in Anwesenheit von 10 Bischöfen und annähernd 5.000 Gläubigen.

So ist auch Dorothea eine Heilige des Brückenschlages zwischen Polen und Deutschen, eine Fürsprecherin für den Ausgleich zwischen den Völkern Ostmitteleuropas, für den Erhalt des Friedens. Das Adalbertus-Werk bemüht sich seit vielen Jahren, durch die Mithilfe beim Bau der Dorotheen-Kirche in Danzig-Nenkau auch ein sichtbares Zeichen der Versöhnung zu setzen. Der gemeinsam mit Vertretern anderer Gruppen im Jubiläumsjahr 1994 gegründete „Kirchbauverein St. Dorothea von Montau“ hat seitdem schon einen guten Betrag „erbetelt“, bittet jedoch weiterhin um Mithilfe bei der Vollendung des Baus. So soll unsere mitgeführte Dorotheen-Tafel auch hierfür immer wieder eine Mahnung sein, daß Solidarität sich nicht nur im gemeinsamen Beten ausdrückt, sondern auch in der zeichenhaften Tat.

ren 1833–1850 war er auch Religionslehrer am Gymnasium. Anlaß zur Erteilung der Ehrenbürgerwürde war sein 50jähriges Priesterjubiläum. Der Ehrenbürgerbrief in einer schönen Silberkapsel wurde ihm von einer städtischen Deputation mit dem Oberbürgermeister J. H. von Weickmann überreicht.

Die nächsten Anerkennungen der Ehrenbürgerwürden erfolgten im Jahre 1853. Die auf diese Weise geehrten Männer waren Emil Götz (1806–1858) – seit 1842 Ordinator des städtischen Lazarets, der sich bei der Bekämpfung der Cholera auszeichnete, und Otto Manteuffel (1805–1882), preu-



Dr. M. Gotthilf Löschin

Bischer Ministerpräsident in den Jahren 1850–1858. In seine Zeit fällt die Einführung der neuen, mehr demokratischen Städteordnung: seit 1853 wurden die Stadtverordneten frei gewählt. 1856 erhielt den Ehrenbürgerbrief Friedrich Clausewitz (1809–1881), Sohn des berühmten Generals, seit 1842 Polizeipräsident in Danzig, der u. a. 1859 hier die erste Berufsfeuerwehr organisierte. Sein Nachfolger als Ehrenbürger war Robert Blumenthal, Präsident des Regierungsbezirks Danzig 1841–1863. 1866 geriet die Ehrenbürgerwürde in die verdienten Hände von Matthias Gotthilf Löschin (1790–1868), dem langjährigen Lehrer und Direktor der Schule zu St. Johann, die unter seiner Leitung eine Realschule wurde. Er war auch Bibliothekar der Stadtbibliothek und Verfasser vieler schätzenswerter historischer Arbeiten, darunter der zweibändigen Geschichte Danzigs, und des Buches „Danzig und seine Umgebungen“, die sich vier Auflagen erfreut haben. 1885 wurde Eduard Wiebe (1804–1892) zum Ehrenbürger ernannt, Bauingenieur, nach dessen Plänen Danzig 1869–1871 das erste moderne Kanalisationssystem in Europa – außer England – erhalten hat. Karl Ernsthausen (1827–1894) wurde 1888 mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet, aus Anlaß seiner Pensionierung als Oberpräsident von Westpreußen (seit 1879). Sein Verdienst war u. a. die Erbauung der Oberpräsidial- und Landtagsgebäude auf Neugarten und des Wilhelm-Theaters auf Langgarten. Der näch-

Ehrenbürgern begegnet man in Danzig schon im Jahre 1678. Nach dem Dekret des Polenkönigs Johann Sobieski sollte die Stadt ihre Verfassung ändern. Eine besondere Kommission erarbeitete das „Erinnern circa revisionem der Willkür“, dessen Teil III., Kap. II. einige Abänderungen des Bürgerrechts enthält. Man verlangte u. a. eine Bestimmung über die Ehrenbürger, d. h. die „Prediger, Professoren des Gymnasii, Rectores, Doctores Medicinae, der Stadt dienende Krieges-Officiers etc.“ Weitere Erklärung findet man in „Ius Publicum Civitatis Gedanensis“ von Gottfried Lengnich aus dem Jahre 1769: „Doch sind einige, die weder Bürger geworden noch Bürgersöhne sind, welche einiger bürgerlichen Vorrechte genießen, dergleichen Leute man Ehrenbürger nennt (cives honorarios). Solche Ehrenbürger können liegende Gründe kaufen und auf ihren Namen verschreiben lassen, auch Geld auf liegende Gründe leihen . . . Wenn aber ein Ehrenbürger gleich andern Bürgern Hand-

Ehrenbürger der Stadt Danzig

**Prof. Dr. Andrzej Januszajtis,
Danzig**

lung treiben wollte, würde ihm solches nicht gestattet werden, wo er nicht Bürger würde“.

Der erste Ehrenbürger der Stadt Danzig im heutigen Sinn wurde im Jahre 1849 der Priester Stanislaw (Stanislaus) Kostka Alojzy (Aloysius) Rossolkiewicz (1775–1855), seit 1807 bischöflicher Offizial, 1811 Pfarradministrator, 1818 Pfarrer an der Königlichen Kapelle und 1817–1821 Apostolischer Vikar und Generaladministrator der Diözese Pommerellen-Kujavien. In den Jah-

ste Ehrenbürger wurde 1890 *Leopold Winter* (1823–1893), der verdiente Oberbürgermeister von Danzig in den Jahren 1862–1890. In seiner Zeit erhielt die Stadt eine moderne Wasserleitung und Kanalisation, alle Straßen wurden gepflastert, steinerne Bürgersteige angelegt, fast 20 Schulgebäude erbaut, zwei Museen gegründet, der Bau der Schichauwerft begonnen, Omnibusse und Pferdestraßenbahnen in Betrieb gesetzt, die Eisenbahnverbindung mit Warschau eröffnet u. v. a. Viele dieser Bauten entstanden unter Leitung von *Julius Licht* (1821–1898), ab 1856 Baurat der Stadtverwaltung, 1893 zum Ehrenbürger ernannt.

Die nächstfolgende Erteilung der Ehrenbürgerwürde an *Leo Caprivi* (1831–1899) war rein politisch. Der Würdenträger war 1890–1894 Reichskanzler und Ministerpräsident von Preußen. *Heinrich Rickert* (1833–1902), Ehrenbürger von 1895, war erster Redakteur der 1858 gegründeten „Danziger Zeitung“, ab 1870 Abgeordneter im Provinziallandtag und ab 1874 im Reichstag. Der nächste Ehrenbürger wurde 1896 *Otto Steffens* (1826–1904), bis 1861 Richter am Stadt- und Kreisgericht, dann in der Firma seines Vaters (seit 1864 Inhaber) tätig. 1881–1898 war er Präsident der Stadtverordnetenversammlung. 1897 wurde der Ehrenbürgerbrief dem Kaufmann *Richard Damme* (1826–1916) erteilt, Inhaber der Handelsfirma und Gründer der Privatbanken, der an allen wichtigsten Vorhaben seiner Heimatstadt mitgeholfen hat: Wasserleitung und Kanalisation, „Marienburger-Mlawker“ (d. h. Warschauer) Eisenbahn, Freihafen (1899) u. v. a. „Als Stadtverordneter, als Handelsrichter, als Vorsitzender des Vorsteheramts der Kaufmannschaft, als Aufsichtsratsmitglied einer Reihe von Aktiengesellschaften und schließlich als Seniorchef seiner eigenen – in welcher Eigenschaft auch immer *Richard Damme* wirken mochte, stets tat er es mit dem Einsatz seines ganzen Könnens, getreu seinem gern zitierten Spruch: *Drum sammle still und unerschlaft im kleinsten Punkt die größte Kraft*“. Seine Bronzestatue in der Danziger Diele besteht leider nicht mehr, aber letztlich wurde in den ehemaligen Vereinigten Friedhöfen an der Großen Allee seine Grabplatte gefunden.

Hauptverdienst von *Georg Abegg* (1826–1900), Ehrenbürger von 1898, der als Arzt seit 1853 in Danzig wirkte, war die Erbauung eines neuen Gebäudes für die Provinzial-Hebammenanstalt (1880) und seine langjährige Tätigkeit in der berühmten Stiftung, die in den Jahren 1870–1914 mehrere Arbeitersiedlungen mit mehr als 300 Wohnhäusern erbaut hatte. *Gustav Gofler* (1838–1902), Reichskultusminister und ab 1891 Oberpräsident der Provinz Westpreußen, sonst berüchtigt durch seine aktive antipolnische und antikatholische Politik, erhielt 1899 die Ehrenbürgerwürde für seine Hilfe bei der Einrichtung der Technischen Hochschule in Danzig. 1903 wurde für seine Tätigkeit in der Kaufmannschaft und in der Stadtverordnetenversammlung *Emil Berenz* (1833–1903) mit der Ehren-



Max Halbe

bürgerwürde beehrt. 1915 – unter dem Eindruck der zeitweiligen Siege der deutschen Armee in Ostpreußen – wurden der „sieggekrönte Heerführer“ Generalfeldmarschall *Paul von Hindenburg* (1847–1934) und Generalfeldmarschall *August von Mackensen* (1849–1945), der früher als Kommandant des Leibhusarenregiments und danach des 17. Armeekorps in Danzig lebte, zu Ehrenbürgern ernannt.

Der erste Ehrenbürger der Freien Stadt Danzig wurde der Dichter *Max Halbe* (1865–1944), in dessen schriftstellerischem Werk Danzig und das Danziger Werder die Hauptrolle spielen (er stammte aus Gütland). Der Ehrenbürgerbrief hatte folgende Form: „Wir, der Senat der Freien Stadt Danzig, beurkunden hiermit, daß wir unter Zustimmung der Stadtbürgerschaft Herrn Dr. Max Halbe das Ehrenbürgerrecht der Stadt Danzig verliehen haben. Danzig, den 4. Oktober 1925. Der Senat der Freien Stadt Danzig.“

Nach der Machtergreifung durch die Nazis und der Aufhebung der Demokratie wurden zwei entsprechende Ehrenbürger vom Nazisenat ernannt: 1933 Gauleiter *Albert Forster* und 1939 *Adolf Hitler*. Der erste wurde nach dem Kriege zum Tode verurteilt, der zweite entzog sich der Verantwortung durch Selbstmord.

Während der „kommunistischen“ Zeit hat man (zum Glück!) keine neuen Ehrenbürger geschaffen. Es gab nur ein Ehrenbuch der Stadt, in welches einige Namen eingetragen wurden. Nach der Wende fand 1990 die erste freie Kommunalwahl statt. Die neue Stadtverordnetenversammlung kehrte zum traditionsbewährten Brauch zurück. Die ersten Ehrenbürger wurden im Jahre 1993 zwei deutsche Danziger: *Günter Grass* (geb. 1927) und *Hans-Lothar Fauth* (geb. 1928). Das literarische Schaffen des ersten ist so stark in seiner Heimat eingewurzelt, daß es fast eine traumatische Wirkung ausübt. Seine Identifizierung mit Danzig ist ansteckend und erweckt Interesse für die Lokumgebung und die Geschichte – auch in der jungen Generation der heutigen Danziger. Dramatische Lebensschicksale

des Hans-Lothar Fauth haben ihn von bitterer Enttäuschung zur regen Tätigkeit für seine Heimatstadt geführt. Er hat sich für die Wende in Polen so stark eingesetzt, daß ihm – was selten ist – die ehemalige polnische Exilregierung eine hohe Auszeichnung erteilt hat. Er versorgte auch regulär die Danziger Krankenhäuser mit Medikamenten – besonders in der schweren Not des Kriegsrechts – und half durch seine Geld- und Goldspenden, die Baudenkmäler zu renovieren. Die nächsten Ehrenbürger wurden 1994 zwei polnische Professoren: *Ignacy Adamczewski* (geb. 1907), Physiker, der nach dem Kriege den ganzen Physikunterricht und die Forschung an der Technischen Hochschule von neuem organisiert und geleitet hat, und *Gerard Labuda* (geb. 1916), einer der besten Historiker in Polen, der u. a. die Anfänge des polnischen Staates erforschte. Die Reihe der bisherigen Ehrenbürger schließt *Hans Koschnick* (geb. 1929), prominenter deutscher Politiker, letztlich Administrator der EU in Mostar, der als Bürgermeister von Bremen im Jahre 1976 die Städtepartnerschaft mit Danzig initiiert hat und so ein Bahnbrecher für die heutige gute deutsch-polnische Zusammenarbeit war.

Bis auf wenige Ausnahmen kann Danzig auf seine Ehrenbürger stolz sein. Es wird oft gefragt, warum die heutige demokratische Stadtverordnetenversammlung die beiden Ehrenbürgerrechtserteilungen aus der Nazizeit nicht aufgehoben hat. Die Antwort ist einfach: es ist nicht notwendig. Das Dekret vom 30. März 1945, durch welches die Wojewodschaft Danzig eingerichtet worden ist, erklärte alle vorigen Gesetze für nicht mehr gültig und führte das polnische Recht ein. Man könnte vielmehr überlegen, ob man nicht andere frühere Ehrenbürger bestätigen sollte? Die meisten haben es gut verdient.

Zum Schluß möchte ich interessierte Leser auf die Rolle Danzigs als Brücke zwischen unseren beiden Völkern aufmerksam machen: der erste Ehrenbürger im 19. Jahrhundert war ein Pole, der erste nach der letzten Wende – ein Deutscher. Ist das nicht kennzeichnend?



Hans Koschnick

Das deutsch-polnische Verhältnis seit der Wende

Zuweilen gewinnen historische Zufälle symbolhafte Kraft und Bedeutung: Als Monate nach den halbfreien polnischen Juniwahlen des Jahres 1989 die neue Regierung unter Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki gebildet war, beeilte sich der deutsche Bundeskanzler, mit ihm in Polen zusammenzutreffen. Der Beginn seiner Reise fiel auf den 9. November – auf den Tag, an dem sich in Berlin die Mauer öffnete, die über ein Vierteljahrhundert Deutsche von Deutschen getrennt hatte.

Dieses eher zufällige Zusammentreffen beider Ereignisse, des Staatsbesuchs mit der Maueröffnung, verdeutlicht symbolhaft einen Zusammenhang zwischen der deutschen Wiedervereinigung und einer neuen historischen Etappe deutsch-polnischer Beziehungen. Und dies zu Recht. Am

Aus deutscher Sicht:

Verantwortung der geistigen Eliten

Dr. Theo Mechtenberg

9. November 1989 fiel in Berlin nicht nur die Deutsche von Deutschen trennende Mauer, es wurde auch die mit der sogenannten Jaltaordnung gegebene Spaltung Europas zumindest im Ansatz überwunden. Mit der sich andeutenden Möglichkeit einer Wiedervereinigung Deutschlands waren die deutsch-polnischen Beziehungen unmittelbar an einem ihrer neuralgischsten Punkte betroffen. Die Frage stellte sich, ob eine Wiederherstellung der Einheit Deutschlands überhaupt im polnischen Interesse lag. Aus heutiger Sicht mag diese Frage müßig erscheinen; damals war sie es nicht. Und nicht nur unser östlicher Nachbar, selbst unsere westlichen Verbündeten, die Amerikaner ausgenommen, sahen einem geeinten Deutschland mit gemischten Gefühlen und teils unverhohlener Skepsis entgegen. Die Rede von einem neuen „Großdeutschland“ machte die Runde und weckte Befürchtungen und Ängste vor der Wiederkehr eines für Europa in der Vergangenheit so verhängnisvollen deutschen Machtstrebens. Zu sehr hatte man sich in der langen Nachkriegsphase an die beiden Deutschländer als Garanten eines friedenserhaltenen Status quo gewöhnt.

Und in Polen? Jahrzehntlang hatte die kaum jemals angefochtene These gegolten, daß die Existenz der DDR der polnischen Staatsräson entsprach. Schließlich hatte diese bereits 1950, wenn auch auf Moskauer Druck hin, im Görlitzer Vertrag die Oder-Neiße-Grenze ohne Wenn und Aber anerkannt, während ihre Anerkennung selbst nach dem deutsch-polnischen Ver-

trag von 1970 seitens der Bundesrepublik immer noch unter dem Vorbehalt eines künftigen Friedensvertrages stand.

Diesen in Polen herrschenden gesellschaftlichen Konsens durch eine alternative deutsch-polnische Option zu durchbrechen, war kein leichtes Unterfangen. Es muß als eines der ganz bedeutsamen Verdienste der polnischen Opposition der 80er Jahre gewürdigt werden, diesen Durchbruch vollzogen zu haben. Aus der Einsicht, daß das kommunistische System die tausendjährige Zugehörigkeit Polens zur westeuropäischen Kultur und Zivilisation in Frage stellte und die Nation von ihrer geschichtlichen Verwurzelung zu trennen drohte, gewann man die Vision einer „Rückkehr nach Europa“. Die Überwindung der Jaltaordnung wurde zum vorherrschenden Ziel der Oppositionsbewegung. Damit aber ergab sich die Frage, ob eine Überwindung der Spaltung Europas ohne eine Wiedervereinigung Deutschlands für Polen wünschenswert und überhaupt möglich sei. Die Antwort war: Nein. Wer die Spaltung Europas überwinden will, kann die Teilung Deutschlands nicht zementieren wollen.

Aus der Konsequenz dieses Denkansatzes erklärt sich die keineswegs selbstverständliche Bereitwilligkeit der neuen polnischen Führung, der im Rahmen der Zwei-plus-Vier-Gespräche geregelten Wiedervereinigung Deutschlands unter dem Vorbehalt eines die bestehende Grenze anerkennden Vertrages zuzustimmen und mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik nach Artikel 23 Grundgesetz das dort verankerte Beitrittsrecht für andere Teile Deutschlands zu streichen. Damit gibt es außerhalb des Geltungsbereichs des Grundgesetzes kein Gebiet mehr, das in Zukunft der Bundesrepublik beitreten könnte.

Doch der Zusammenhang zwischen der Einheit Deutschlands und einer Rückkehr Polens nach Europa beinhaltet darüber hinaus noch als weiteren Aspekt die Hoffnung unseres östlichen Nachbarn, daß sich die Bundesrepublik als Motor und Promotor einer Aufnahme Polens in die europäischen Gemeinschaften erweisen möge. Nicht ohne Grund findet sich im deutsch-polnischen Vertrag vom 17. Juni 1991 „Über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“ in Artikel 8 der Passus, daß die Vertragsparteien „dem Ziel der Europäischen Einheit auf der Grundlage der Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit höchste Bedeutung“ beimessen, wobei sich die Bundesrepublik ausdrücklich verpflichtet, „im Rahmen ihrer Möglichkeiten“ die Hinführung Polens an die europäischen Gemeinschaften zu fördern. Die politischen Beziehungen zwischen Bonn und Warschau werden aus polnischer Sicht damit nicht nur unter einem rein bilateralen Aspekt bewertet, son-

dern auch und vor allem daran gemessen, ob und in wie weit sich die Bundesrepublik für Polen als Wegbereiter zur angestrebten EU- und NATO-Mitgliedschaft erweist. Mehr noch: Das deutsch-polnische Verhältnis hat mit der europäischen Wende eine prinzipielle Europäisierung erfahren, die im übrigen im Vertrag vom 17. Juni 1991 sowohl in der Präambel als auch in einzelnen Artikeln ihren deutlichen Niederschlag gefunden hat.

Diese Europäisierung ist von grundsätzlichem Gewicht. Sie betrifft die politischen Beziehungen, die konzeptionell auf der Basis einer europäischen Wertegemeinschaft in einen übergreifenden Rahmen eingebunden sind, die für die Lösung bestimmter Probleme, z. B. der sensiblen Minderheitenfrage, europäische Regelungen verpflichtend vorgibt und eine deutsch-polnische Interessengemeinschaft erst ermöglicht.

In diesem Zusammenhang ergibt sich auch für die Überwindung des weit in die Vergangenheit zurückreichenden deutsch-pol-



Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl und der polnische Ministerpräsident, Tadeusz Mazowiecki, beim Friedensgruß während eines deutsch-polnischen Gottesdienstes in Kreisau, 12. November 1989.

nischen Spannungsverhältnisses eine veränderte Perspektive. Nach der europäischen Wende wurden in der Öffentlichkeit unserer beiden Länder Befürchtungen laut, mit dem Ende des systembedingten Ost-West-Gegensatzes könnte nunmehr der traditionelle nationale Antagonismus wieder die Oberhand gewinnen. Diese negative Erwartung hat sich – von extremen Gruppen und Einzelercheinungen abgesehen – zum Glück nicht bestätigt. Hier dürfte die seit den 60er Jahren, zumal seitens der Kirchen, intensiv betriebene Versöhnung unserer Völker weit in unsere beiderseitigen Gesellschaften hineingewirkt haben. Aus dieser Entwicklung bezieht denn auch die symbolhafte Versöhnungsgeste zwischen Bundeskanzler Kohl und Ministerpräsident Mazowiecki anläßlich der Messe in Kreisau am 12. November 1989 ihre Glaubwürdigkeit.

Dennoch ist prinzipiell ein Rückfall in die traditionell vorgegebenen nationalen und

nationalistischen Denkmuster nicht von vorn herein auszuschließen. Die durch geschichtliche Erfahrungen gespeisten Stereotype bleiben abrufbar. Wie schnell ein negatives Polenbild zu beleben ist und wie leicht es sich politisch instrumentalisieren läßt, dafür bot die DDR-Führung reichlich Belegmaterial, als im Nachbarland die Gewerkschaft „Solidarność“ die sozialistische Ordnung zu gefährden schien. Um den Widerstand im „Bruderland“ in Mißkredit zu bringen, griff man damals gezielt auf antipolnische Vorurteile zurück, von denen die Partei offenbar genau wußte, daß sie trotz einer bis zu diesem Zeitpunkt verordneten Tabuisierung in der Bevölkerung vorhanden waren.

Auch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende und angesichts einer durch die europäische Wende herbeigeführten grundsätzlich neuen Situation, können wir die in unserem kollektiven Bewußtsein abgelagerten negativen Polen- und Deutschenbilder nicht einfach auf sich beruhen lassen. Wir könnten sonst Gefahr laufen, daß die unaufgeklärten und nicht überwundenen Stereotype Verhaltensnormen bedingen, welche die angestrebte neue Gemeinsamkeit lähmen und die Dynamik unserer Beziehungen bremsen.

Daß selbst in angesehenen, den deutsch-polnischen Beziehungen gegenüber generell positiv eingestellten, Medien auf abträgliche Klischeevorstellungen zurückgegriffen wird, zeigt beispielsweise das Polen gewidmete Dossier in DIE ZEIT vom 3. November 1995. Als Aufmacher fungiert ein großformatiges Foto mit einem belebten katholischen Geistlichen im Rücksitz eines Kutschwagens – eine reichlich feudalistische Vorstellung. Zur weiteren Illustrierung folgen ein Bäuerlein in einem Käfigwagen auf der Heimfahrt vom Markt, Männer, die mit Schaufelschlägen ein widerpenstiges Pferd in ihre Gewalt zu bekommen versuchen, zwei alte Leute, die ein paar Habseligkeiten zum Kauf anbieten, Bergleute mit einer geradezu mittelalterlichen Technik beim Kohleabbau sowie schließlich die Vorbereitung zu einer primitiven Schweineschlachtung auf dem Gehöft eines Kleinbauern. Derlei Beispiele ließen sich beliebig vermehren, und ihre Vermittlung in das allgemeine Bewußtsein ist eine höchst bedenkliche Erscheinung.

Hier wird das wohl zählebigste Stereotyp, das der „Polnischen Wirtschaft“ reaktiviert, das – nach vorliegenden Untersuchungen – nach der Wende eine Neubelebung erfahren hat. Wenngleich das vorhandene Wirtschafts- und Modernisierungsgefälle zwischen unseren Ländern nicht in Abrede gestellt werden kann, so suggerieren doch die mit der „Polnischen Wirtschaft“ eng verbundenen, einseitigen und verzerrten Vorstellungen, daß Polen in seiner Rückständigkeit weit von Europa entfernt liegt und für eine baldige „Rückkehr nach Europa“ ohne Chance ist. Sollten derlei Einstellungen in unserer Gesellschaft ein Übergewicht gewinnen und das traditionelle deutsche Überlegenheitsgefühl gegenüber Polen nähren, dann dürften wir zu

einer echten Partnerschaft unfähig sein und der intendierten Europäisierung unserer bilateralen Beziehungen direkt entgegenwirken.

Angesichts dieser Situation ist die Verantwortung der geistigen Eliten beider Länder nicht hoch genug zu veranschlagen. Sie müssen ihre Aufgabe um vieles ernster als bisher nehmen und sich jeden Rückgriff auf Stereotype schon deswegen versagen, weil dieser einen Rückfall in einen nationalen Antagonismus vergangener Zeiten Vorschub leistet, wo die Europäisierung unserer Beziehungen geboten ist. Mit ihr gewinnen wir jene Perspektive, die es uns ermöglicht, uns aus den Zwängen binationaler Fixierungen zu befreien, unsere wechselseitigen Beziehungen in einem übergreifenden Zusammenhang zu verankern, das Trennende nationaler Eigenheiten zu relativieren und als Form des Andersseins zu respektieren, sowie die auf einen europäischen Universalismus bezogenen Gemeinsamkeiten zu betonen.

Aus polnischer Sicht:

Kein Ende der Geschichte

Adam Krzemiński, Warschau

In den deutsch-polnischen Beziehungen gibt es kein „Ende der Geschichte“. Auch wenn es nicht mehr um fundamentale Themen zwischen uns geht – wie etwa in den 60er Jahren um die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und in den 70ern um den „Brückenbau“ zueinander oder gar um Solidarität mit den „unterdrückten Freiheitskämpfern“ wie in den 80ern –, weil die Verträge von 1990 und 1991 stabile Grundrisse einer neuen, wirklich guten Nachbarschaft gezeichnet haben, können wir – fünf Jahre später – wirklich nicht über deutsch-polnische Langeweile klagen. Wir reiben uns aneinander wie eh und je, auch wenn es diesmal weniger um Grundsätzliches geht als um gewöhnlichen Kleinkram, der manchmal nur den Eingeweihten bewußt ist.

Die deutsch-polnische Nachbarschaft spielt sich – auch das ist nichts Neues – auf

mehreren Ebenen zugleich ab. Ganz oben ist alles o. k., deutsche Spitzenpolitiker gaben sich in Warschau die Klinke in die Hand. Der Andrang der offiziellen, halböffentlichen und privaten Besucher war Ende Mai so groß, daß journalistische „Deutschlandexperten“ ihren Berichterstattungspflichten kaum mehr gerecht werden konnten. Die Themen waren breit gefächert und reichten von der Osterweiterung der NATO und der EU bis zur wissenschaftlichen und grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Tagungen, Vorträge und Symposien, auch Ordensverleihungen – all das mußte jedem Skeptiker die Sprache verschlagen. „Fünf Jahre danach“ ist Deutschland tatsächlich der zuverlässigste Nachbar Polens, der seine – im Vertrag von 1991 verbrieft – Rolle eines Anwalts der Anbindung Polens an Westeuropa wahrnimmt. Und vor diesem Hintergrund wäre es deplaziert, immer noch von der Notwendigkeit eines „Brückenbaus“ und einer „Versöhnung“ zu sprechen. Deutschland und Polen sind politisch schon viel weiter miteinander verflochten.

Anders sieht es „von unten“ aus. Fünf Jahre nach dem Freundschaftsvertrag scheinen Deutsche und Polen vorwiegend mit sich selbst beschäftigt zu sein. Von einer großen „Verbrüderungswelle“ kann man schwerlich sprechen. Keine „Freundschaftsbäume“ werden entlang der Oder-Neiße gepflanzt, keine der zahlreichen Städtepartnerschaften und auch kein Jugendaustausch muß noch mit wehenden Fahnen oder Pauken und Trompeten begrüßt werden. Im Gegenteil. Eher unerfreuliche Nachrichten beherrschten in diesen fünf Jahren die Medien: Steine und Schlagstöcke, mit denen die ersten vom Visumzwang befreiten Polen 1991 in Frankfurt/Oder empfangen wurden, aber auch die anfängliche Empörung in Polen, als Manfred Stolpe 1992 seinen Plan für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit Polen vorlegte. Und kaum hatte sich diese Aufwallung der Fremdenfeindlichkeit in beiden Ländern gelegt, kamen neue Nachrichten: Zigaretten-, Alkohol- und sogar Menschenschmuggel über die polnische Grenze. Dann war da die Drogen- und Automafia und der ADAC-Spruch „kaum gestohlen schon in Polen.“ Die Gangs waren zwar von Anfang an vorzüglich „multikulturell“ organisiert, wurden jedoch leicht



Vertragsunterschriftung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über „Gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“; Bonn, 17. 6. 1991.

und schnell ausschließlich mit Polen assoziiert.

In der letzten Zeit kommt eine Verunsicherung in Deutschland hinzu, nun auch im Hinblick auf Polen. „Unser Reichtum sickert allmählich ins Ausland ab. Wir exportieren unsere Arbeitsplätze in den Osten und kommen mit der Arbeitslosigkeit bei uns nicht zurecht“, hört man gelegentlich. „Macht die Grenze dicht.“ Die riesigen Märkte im polnischen Grenzgebiet haben preiswerte Lebensmittel und Textilien, billiges Benzin, aber auch kitschige Gartenzweige für die Deutschen im Angebot. Und die kaufen und lassen dabei über 4 Milliarden DM im Jahr zurück. Ob Polen deswegen zum wirtschaftlichen „Tigerbaby“ Europas geworden ist, wie manche Zeitungen berichten, ist unwichtig. Entscheidend ist, daß die „polnische Wirtschaft“ im deutschen Sprachgebrauch eine andere Bedeutung bekommt. Das 7prozentige Wirtschaftswachstum der letzten Jahre hängt weitgehend mit der erfolgreichen Umstellung Polens auf eine Symbiose nicht zuletzt mit Deutschland zusammen, diese wird aber immer noch nicht als selbstverständlich empfunden. Der „Brötchenkrieg“ in Frankfurt/Oder gegen eine „Überflutung“ durch polnische Backwaren hat gezeigt, daß gerade im Grenzgebiet die Gewöhnung an den polnischen Nachbarn noch nicht weit gediehen ist. Die Meinungsumfragen belegen es. Die Polen rangieren auf dem deutschen Thermometer der Sympathie nicht gerade ganz oben.

Und dennoch kann man zuversichtlich in die Zukunft schauen. Die deutsch-polnischen Beziehungen – ganz oben und ganz unten – haben eine Dynamik erreicht, die Rückfälle in eine „Erbfeindschaft“ unmöglich erscheinen lassen. Wir haben in den letzten Jahren eine tragfähige „Technologie der Verständigung“ entwickelt und uns das Instrumentarium für eine neue Nachbarschaft zugelegt. Am deutsch-polnischen Dialog nimmt inzwischen eine junge Generation teil, für die die schreckliche Vergangenheit – Kriege, Besatzungen, Massensterben und Grenzverschiebungen mitsamt den Vertreibungen von Millionen Deutschen und Polen – Geschichte ist, vor der sie nicht mehr fliehen müssen. Schritt für Schritt bekommen wir einen ganz neuen „Mittelbau“ im deutsch-polnischen Gefüge. Kommunalpolitiker, auch in kleinen Städten, Lehrer, Journalisten, Mittelständler und selbst Offiziere dringen darauf, die Kontakte zu vermehren und zu vertiefen. Der „dritte Stand“ im deutsch-polnischen Verhältnis – zwischen den Politikern „da oben“ und der Masse der noch unsicheren Nutznießer der großen Öffnung von 1989 – beginnt sich zu formieren. Einen beträchtlichen Teil dieses „dritten Standes“ bilden deutsch-polnische Gesellschaften und unzählige kleinere und größere, jüngere und ältere Initiativen. Besondere Bedeutung haben dabei die Treffen der einst aus dem Osten vertriebenen Deutschen mit ihren polnischen Nachfolgern. Auf der Landkarte dieser Begegnungen ist Gemen ein wichtiger Knotenpunkt.



„Essen aus der Gulaschkanone, 1948“

Was für eine Zeit! Die Danziger waren zerstreut in alle Winde, in Lagern in Dänemark, in Flüchtlingslagern hier in Wellblechbaracken und Nissenhütten, in Notquartieren oder auf dem „flachen Land“ verteilt. Viele suchten einander.

So hatte auch Dr. Wothe begonnen, eine Heimatsuchkartei für die Danziger Katholiken aufzubauen, die sich schnell großer Nachfrage erfreute. Von Altenberg aus machte der Adressenaustausch bald die Runde. Das war Anfang 1946.

Als Dr. Wothe dann erfuhr, daß die schöne alte Wasserburg Gemen für das Bistum Münster als Jugendburg übernommen werden sollte, war er schnell zur Stelle und sicherte sich dort das erste Treffen der Danziger Katholischen Jugend.

Als die erste Einladung an die Jungen und Mädchen aus der Diözese Danzig erging, fragte sich jeder: „Wie ist das möglich!“ Zu essen gab es nichts, der Schwarzmarkt blühte, alle hatten nichts mehr, Geld gab es noch, aber man konnte kaum was dafür kaufen. Wie werden die Leute gepflegt, wie untergebracht? Die Burg hatte unter der Soldateska aller Seiten gelitten.

Das Wunder geschah! Dr. Wothe konnte Dr. Olbrisch mitteilen: „Rund 600 haben sich angemeldet!“ Das war ja schon ein halber Volksaufstand der damaligen Danziger katholischen Welt. Damit aber stiegen die organisatorischen Vorbereitungen ins Unermeßliche. Meiner Erinnerung nach pumpte man sich von den Engländern eine Gulaschkanone. Strohsäcke mußten organisiert und gestopft, Verpflegung bereitgestellt und Zelte besorgt werden. Besteck und einen Teller oder Kochgeschirr (von der Wehrmacht mit Topf und Deckel) sollten die Teilnehmer mitbringen, ebenso Decken. Und wie hat es Dr. Wothe nur geschafft, die Genehmigung für dieses erste Treffen heimatvertriebener Jugend von der Besatzungsmacht zu bekommen?

Es gab intensive Helfer, das Vorkommando. Es machte Burg und Umfeld tagungsfähig, Strohsäcke wurden gefüllt, Zelte aufgebaut, Anmeldung und Verteilung organisiert und sogar „gehamstert“ wurde. Teilnehmer, die per Fahrrad kamen, taten sich

zusammen, um auf Bauernhöfen zu singen und dadurch Eßbares für die Küche zu bekommen.

Und dann kamen sie: Über 400 waren es! Sogar aus der russischen Zone kamen über 50 Teilnehmer. Es war das erste Treffen, an dem Jungen und Mädchen gemeinsam teilnehmen sollten. Ein Novum damals! Und natürlich wurde die moralische Frage diskutiert. Hin und her: Mädchen auf die Burg und Zugbrücke hoch. Jungen in die Zelte. Es kam, wie es sollte: Die moralische Frage stellte sich nicht mehr und Weihbischof Ferche lobte die „schöne heilige Ordnung“.

Was waren das für Jugendliche damals? Sie waren mit ihren Müttern auf der Flucht

Wie es anfang

Erinnerungen an die ersten Gementreffen

Winfried Derow

gewesen, sind in Güterwagen eingepfercht vertrieben worden, hatten Krieg und Untergang in der Heimat erlebt, Vergewaltigungen gesehen oder sogar auch erduldet, Angst und Schrecken durchlitten und sind im Zuge noch der letzten Habe beraubt worden. Viele von uns waren Luftwaffenhelfer, Soldaten und bildeten das „letzte Aufgebot“. Sie kamen aus Gefangenschaft und Internierungslagern. Ihre Väter waren zu diesem Zeitpunkt vielfach immer noch nicht entlassen. Diese schrecklichen Erlebnisse konnten zur hohen Schule des Hasses werden.

Aber dem war nicht so, wie das erste Gementreffen es zeigen sollte.

Das erste Gementreffen stand unter dem Titel „Treu zu Christus – in Liebe zur Heimat“. Es war ein großartiges Wiedersehenstreffen. Dabei blieb es aber nicht, denn die Tagung hatte Themen: Tag des

CHRONOLOGIE UND LEITWORTE DER 50 GEMENTREFFEN

1. 1947 Treu zu Christus, in Liebe zur Heimat
2. 1948 Unsere Lage und Aufgabe
3. 1949 Begegnung
4. 1950 Heiliges Leben im Heiligen Jahr
5. 1951 Unsere Gemeinschaft
6. 1952 Heimat – Grundlage aller Existenz
7. 1953 Unsere Aufgabe in unserer neuen Welt
8. 1954 Kirche – Heimat – Europa
9. 1955 Die Aufgabe der Vertriebenen im demokratischen Staat
10. 1956 Bis an die Grenzen der Erde – Christen in der geteilten Welt
11. 1957 Du kannst die Welt verändern
12. 1958 Frieden zu wirken in der Gemeinschaft der Völker
13. 1959 Jesus Christus – Herr der Geschichte
14. 1960 Für das Leben der Welt
15. 1961 Der Wahrheit leben
16. 1962 Daß alle eins seien
17. 1963 Die Geschichte erkennen – der Neuzeit zugewandt
18. 1964 Frieden durch Freiheit
19. 1965 ... ihr aber seid Brüder
20. 1966 Aus der Liebe handeln
21. 1967 ... und versöhne dich mit deinem Bruder
22. 1968 Wirklichkeit und Hoffnung
23. 1969 Frieden – unsere Aufgabe
24. 1970 Mitten in dieser Zeit
25. 1971 Die Freiheit verantworten
26. 1972 Neues wagen für unsere Zukunft
27. 1973 Gemeinsam die Wahrheit suchen
28. 1974 Kirche in dieser Zeit
29. 1975 1945–1975 – Unsere Aufgaben nach 30 Jahren
1925–1975 – 50 Jahre Bistum Danzig
30. 1976 Gemeinsam Brücken bauen
31. 1977 Menschenrechte: Wirklichkeit und Auftrag
32. 1978 Aus der Geschichte lernen
33. 1979 Der Osten in unserem Europa-Bild
34. 1980 Hoffnung wider Macht und Ohnmacht?
35. 1981 Unser Nachbar Polen
36. 1982 Handeln aus dem Glauben
37. 1983 Die Würde des Menschen – unsere Verantwortung
38. 1984 Flucht – Vertreibung – Heimatverlust im 20. Jahrhundert
39. 1985 1945–1985 – Erbe und Auftrag
40. 1986 Schritte auf dem Weg der Versöhnung
41. 1987 Menschenrechte in Osteuropa
42. 1988 Rußland – Sowjetunion – 1000 Jahre Nachbarschaft – Hoffnung für Europa?
43. 1989 Deutsche und Polen für eine gemeinsame Zukunft
44. 1990 Aufbruch zur Einheit Europas
45. 1991 Danzig/Gdańsk – deutsche und polnische Aspekte einer europäischen Stadt
46. 1992 Polen im Wandel
47. 1993 Nationalismus – Gefahr für Europa?
48. 1994 Deutsche und Polen – Identitätsfindung als Brücke zueinander
49. 1995 1945–1995 – Erinnerung bewahren – Zukunft gestalten
50. 1996 Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß

Wiedersehens, Tag der Heimat, Tag des Bundes und Bischofstag.

Der dritte Tag, Sonntag der 24. 8. 1947, war der Tag, an dem unser Heimatbischof vor 9 Jahren geweiht worden war. So galt das Gedenken ihm, der in Gefangenschaft war, ganz besonders. An diesem Tag wurde die *Gemeinschaft der katholische Jugend aus dem Bistum Danzig* gegründet und alle anwesenden Teilnehmer traten ihr bei. Ihr Zeichen wurde das Danziger Wappen mit dem Silberkreuz darüber.

Am Montag wurde dann das Bischofsamt mit dem ehemaligen Weihbischof von Breslau, Dr. Ferche, der am Abend vorher aus Köln angereist war, im Burghof gehalten. Am Nachmittag traf sich die Jugend der einzelnen Pfarreien getrennt und wählte ihre Pfarrjugendführer.

Der Abend zeigte dann, daß die „verbitterte und verhärtete“ Jugend doch noch lachen konnte. So schrieb Dr. Alex Olbrisch. Die Wiedersehensfreude regte zu Frohsinn und Fröhlichkeit an. Bollermann und Welutke traten auf, Poguttke mit „sein“ Brummer“ und Adolph mit seiner Schaweiterschen

sorgten damals schon für heimatliches Kolorit und selbst die „Tilla“ ging derzeit schon baden. Es gab wahre Lachorkane bei der Szene: „Bollermann auf dem Wirtschaftsamt“. Dr. Olbrisch, der unser erster Jugendseelsorger in Gemen wurde, sagte: „Eine Jugend, die noch soviel Fröhlichkeit im Herzen trägt, kann nicht verloren gehen.“

So hat sich dann die Gemeinschaft auch schon beim ersten Treffen zur Überwindung von Haß und Feindschaft durchgerungen und auf Anregung von Dr. Wothe jene Botschaft

an die polnische Jugend verfaßt und über BBC verbreiten lassen, die heute als ein historisches Dokument der Versöhnung gilt (s. Seite 17).

Besonders hervorzuheben ist der Zusammenhalt zwischen Jugendlichen und Priestern. Das war noch eine Einheit in menschlicher und geistlicher Verbundenheit, wie sie Glaube und gemeinsames Leid hervorbringen kann.

Und als am letzten Abend unser Schidlitzer Helden-Tenor Paulchen Gribba vom Kahnchen aus seine Lieder über den Burggraben schmetterte, war alles gerührt.

Das 2. Gementreffen 1948 führte zur Konsolidierung und Vertiefung der Gemeinschaft. Die Burg hatte sich nun schon auf den „Überfall“ der Danziger und ihr koelektives Element eingestellt. Und in der Tat hatte sich beim ersten Treffen eine eigene, wie selbstverständlich gewachsene,

*Die Katholische Jugend des Bistums Danzig
von 24. bis 26. August 1947
zum 1. Treffen nach der Vertreibung aus
der Heimat auf Burg Gemen ver-
sammelt und hat hier der Bund
der Katholischen Jugend des Bistums
Danzig ausgerufen.
Im Namen aller Jungen und
Mädchen des Bundes danken wir
der Burg, ihrer Leitung und Beauftragten
für gastliche Aufnahme und
Hilfsbereitschaft zur Pflege und
Unterbringung der über 400 Teil-
nehmer.*

*Dr. Franz J. Lohrke
Althaus* *Wolfgang
Wittenberg*

**Eintragung im
Gästebuch der
Burg Gemen vom
26. 8. 1947.**

Disziplin entwickelt, die alle Unkenrufe überwindet. Nur beim Baden im Fließchen bei der Burg gab es wiederholt Bedenken. Man konnte nicht begreifen, daß bei den Danzigern die Jungen und Mädchen zusammen schwimmen gehen, etwas, was bei uns Danzigern so selbstverständlich war, wie das Meeresrauschen. Aber auch hier hat man sich arrangiert.

Mittelpunkt blieben jedoch die hl. Messe und das Versöhnungsgebet. Sie strahlten auf die gesamte Tagung aus. Die veränderte Welt und ihre Auswirkungen auf uns wurde in Vorträgen und Diskussionen aufgearbeitet, ebenso wie die Geschichte unserer Heimat. Auch dieses Treffen erfreute sich einer sehr regen Teilnahme und stellte wiederum große Anforderungen an Organisation und Vorbereitung. Überschattet wurde es zudem durch die Währungsreform im Juni 1948. Alle hatten plötzlich kein Geld, oder alle hatten gleich wenig Geld. Wer würde kommen können? Wer nicht? Kann das Treffen überhaupt durchgeführt werden? Es wurde nicht nur durchgeführt, sondern auch zu einem vollen Erfolg. Ein Zeichen dafür, daß der Zusammenhalt doch schon recht gefestigt war und man sich als Gemeinschaft fühlte.

Das 3. Jahrestreffen im August 1949 zeigte schon, daß eine volle Organisation dahinter stand, sowohl bei uns, als auch in der Burg, wo inzwischen für damalige Verhältnisse viel an Renovierungsarbeiten und sanitären Einrichtungen getan worden war. Auch in der Küche begann der notwendige Ausbau, wenn auch das Mittagessen immer noch aus einer Gulaschkanne in der Orangerie ausgeteilt wurde. Tagungsprogramm und Sportstimmzettel, Liederbüchlein und Vespertexte waren gedruckt und eigene Programmpunkte für das fröhliche Beisammensein im Burghof vorbereitet. Und es kamen wieder an die 300, um an den einzelnen Tagesprogrammen: *Begegnung untereinander, Begegnung mit unserer Umwelt und Begegnung mit Christus* teilzunehmen. Hervorzuheben ist der Vortrag von Dr. Stachnik: „*Was bringen die Danziger für Eigenwerte mit und wie können sie auf unsere Umwelt ausstrahlen*“. Auch mehrere Heimatpriester nahmen an dem Treffen teil und feierten mit uns die Gottesdienste und die Danziger Vesper. Am Sonntag wurde der Abend des Bundes festlich begangen und anschließend eine Marienfeier am Feuerstoß. Auch die Fröhlichkeit wurde genossen, Stefan Schwionteks „*Wo ist bloß min scheenes Danzich...*“ fand seine Uraufführung und vieles mehr. Auch ein kultureller Abend mit dem Laienspiel „*Die Grenze*“ begeisterte. Sport und Spiel führten zu viel Spaß und die Tipzettel wurden alle ausgefüllt, ob für Völkerball der Mädchen „*TV Cäcilia*“ gegen „*Frisch auf Eulalia*“ oder für römisches Wagenrennen „*Caesar Brabank*“ gegen „*Nero Troyl*“. Dieses Treffen zeigte bereits Strukturen, die zur Tradition geworden sind. Die Sinngebung der Gemeinschaft, ihr Beten und Handeln fanden eine feste Form. „*Treu zu Christus – in Liebe zur Heimat*“, das ist es, was bis heute geblieben ist.

Besondere Aspekte der Arbeit in Gemen

Wandel der Inhalte und Arbeitsweise

Das Jugendprogramm

Adalbert Ordowski

Seit fast 30 Jahren ist das Programm II als Forum für Jugendliche fester Bestandteil der Gementagung. In den ersten Jahren war es geprägt vom Impetus der 60er, von politischen Diskussionen, vom Geist einer Kultur, die sich bewußt von der Welt der Erwachsenen absetzte. Diese Prägung hat sich im Laufe der Jahre gewandelt. Der Prozeß in der Adalbertus-Jugend dürfte sich dabei von den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen kaum unterscheiden. Die Tendenz zu Individualität, Gefühlsorientierung und Harmonie, um einige Schlagworte zu benutzen, veränderte auch das Gesicht des Gemen Jugendprogramms. Dabei machten wir nicht den Fehler, diesen Prozeß zu bedauern und die Jugendlichen von heute an den Ansprüchen der Programme von gestern zu messen. Vielmehr reagierten wir auf die veränderte Lebensstruktur der Jugendlichen. Erstaunlicherweise führte dies nämlich keineswegs zu einem *Immer-weniger* (an Politik, an Wissenschaftlichkeit, an Kontroverse), sondern eröffnete neue Chancen und Methoden der Arbeit.

Wie dieser Wandel konkret aussah, sei anhand der Entwicklung der letzten zehn Jahre nachgezeichnet. Die Ausrichtung auf die jüngere Altersgruppe und die Begegnung mit polnischen Jugendlichen waren in diesem Jahrzehnt zwei entscheidenden Entwicklungen, die sich in gewisser Weise beim 40. Gementreffen abzeichneten, doch

deren Tragweite damals noch nicht abzusehen war.

„*Wir kamen auch zu dem Schluß, daß man sich noch mehr darum bemühen sollte, Menschen aus Polen zu den Tagungen einzuladen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen*“ – so schloß Sabine Alba ihren Bericht über das Programm für 13- bis 16jährige Jugendliche auf dem 40. Gementreffen. Daß der intensive Dialog mit polnischen Jugendlichen aus Danzig tatsächlich in wenigen Jahren zur Selbstverständlichkeit auf unseren Treffen werden sollte, konnte sie damals kaum ahnen. Aber gerade der Wunsch, unter weit schwierigeren politischen Bedingungen miteinander ins Gespräch zu kommen, zeigt, daß die Zeit vor der Wende keineswegs „verschlafene Jahrzehnte“ der Selbstbespiegelung waren. Vielmehr reichte schon weit vor der Wende unser Blick über die Grenzen hinaus.

1991 kamen als erste Gruppe aus Danzig zehn Jugendliche einer Gemeinde in Oliva nach Gemen. Mit Gesang, Herzlichkeit und Spiritualität brachten sie sich ein und bereicherten die Tagung. Durch den vorausgegangenen Familienaufenthalt und die Unterbringung in Schlafsälen mischten sich die Nationalitäten trotz mancher Sprachbarriere. Ab 1992 kamen vermehrt Studierende der Germanistischen Fakultät der Universität Danzig/Gdańsk. Dank ihrer hervorragenden Deutschkenntnisse wurde nun auch die thematische Auseinandersetzung intensiver. So entwickelte sich auch mit unseren Gegenbesuchen ein kontinuierlicher Austausch.

Ein zweiter Prozeß war die Konzentration im Programm II auf die jüngeren Jugendlichen. Immer deutlicher wurde in den 80er Jahren, daß die Methoden, Interessen und Voraussetzungen derjenigen, die als 14- bis 25jährige unter dem Titel „Jugendliche“ subsumiert wurden, sehr weit auseinanderliefen. Ältere Jugendliche, vielfach Studierende, fühlten sich unterfordert und mehr und mehr zum Programm der Erwachsenen hingezogen. Dort versprachen sie sich

Arbeitskreis der Adalbertus-Jugend, 1989.



mehr Informationen. Diese Tendenz verstärkte sich noch, als immer mehr Referenten aus den ostmitteleuropäischen Ländern kamen. Die Chance, aktuelle Berichte und Einschätzungen aus erster Hand zu erhalten, wollten diese Jugendlichen nicht verpassen.

Den Jüngeren wiederum waren die Diskussionen, die geführt wurden oft zu „hoch“ und zu weit entfernt von ihrer eigenen Lebenserfahrung. Diese Situation führte zu dem Versuch, der 1986 zum ersten Mal durchgeführt wurde, ein eigenes Programm für die Altersgruppe der 13- bis 16jährigen anzubieten. Ein vierköpfiges Team übernahm die inhaltliche Gestaltung. Das Thema war nach wie vor an der Gesamttagung angelehnt, doch konzentrierte man sich noch mehr darauf, es altersgerecht aufzuarbeiten. Dazu zählte auch eine größere methodische Vielfalt, durch den Einsatz von Medien (Video, Quiz, Plakate) und alternative Formen des Gruppengesprächs. Maßgeblich für den Erfolg dieses Projektes war nicht nur die geringere Altersspanne, sondern auch die überschaubarere Zahl der Teilnehmer. Auf diese Weise wurden die unterschiedlichsten Themen aufgearbeitet: „Menschenrechte in Osteuropa“ (1987), „Sowjetunion im Wandel“ (1988), „Deutsch-polnische Nachbarschaft“ (1989), „Die Revolution von 1989“ (1990), „Leben im heutigen Danzig“ (1991), „Polen im Wandel“ (1992), „Nationalismus in Europa“ (1993), „Identität, was ist das?“ (1994), „Vor fünfzig Jahren ...“ (1995).

Mit der Zeit erweiterte sich die Altersgruppe wiederum bis hin zu 20jährigen. Sie hatten sich an die Arbeit in Gesprächsforen gewöhnt und an die wiederkehrenden Moderatoren und Moderatorinnen. Zu nennen ist hier vor allem Verena Großmann, die immer häufiger weite Teile des Programms II bestritt. Mit viel Engagement und pädagogischen Geschick verstand sie es, die Jugendlichen dort abzuholen, wo sie standen, und für das Thema zu interessieren.

Ein wichtiges Ereignis auf der Gementagung, bei dem sich die Jugendlichen in die Gesamttagung einbrachten, war immer wieder der Jugendgottesdienst. Eine intensive Vorbereitung – meistens durch eine Gruppe – neues geistliches Liedgut, begleitet mit Gitarre, und die Einbeziehung der polnischen Jugendlichen gaben diesem Gottesdienst einen besonderen Charakter. Auch der Zeitpunkt war ein besonderer: In den 80er Jahren hatte sich durchgesetzt, die Messe statt am Morgen am Nachmittag zu feiern. Dies wertete den Jugendgottesdienst auf. Trotzdem ging die allgemein zu beobachtende religiöse Entfremdung auch an der Gementagung nicht spurlos vorbei. Für deutsche wie für polnische Jugendliche galt es, Vorbehalte gegenüber dem christlichen Glauben und der katholischen Kirche zu überwinden, um auch dem religiösen Anspruch unserer Gemeinschaften Rechnung zu tragen. Die persönlich gestalteten Gottesdienste waren für die Jugendlichen gewiß eine Chance, neue Zugänge zur Religiosität zu finden.

Bei allem internationalen, intellektuellen und religiösen Engagement darf natürlich ein Punkt nicht vergessen werden: die Gemütlichkeit. Was frühere Generationen von Jugendlichen noch mühsam erkämpft hatten, war mittlerweile zur Selbstverständlichkeit geworden: der abendliche Ausklang in der Orangerie. Das gemütliche Beisammensein bei Bier und Wein in dem Pavillon vor dem Burggraben leistete seinen eigenen Beitrag zur Verständigung zwischen den Generationen und Nationen.

Investition in die Zukunft

Kinderprogramme in Gemen

Monika Wienhold-Quecke

Sieht man sich die Programme von Bildungshäusern und anderen Trägern von Erwachsenenbildungsarbeit an, so fällt immer häufiger ein kleiner Hinweis auf: „Kinderbetreuung kann angeboten werden“. Immer mehr Veranstalter merken, daß ohne dieses Angebot eine ganze Zielgruppe vieler Maßnahmen – junge Eltern – ausfällt.

Bei der Durchsicht der Gemenprogramme wird deutlich, daß ein Angebot für Kinder schon immer dabei war. Handelt es sich bei den Drei- bis Sechsjährigen noch wirklich um eine „Betreuung“, bei der mit Singen, Spielen und Basteln versucht wird, keine Langeweile bei den „Kleinen“ aufkommen zu lassen, so trägt das Angebot für die



Werken, 1991.

Sechs- bis Zwölfjährigen schon den anspruchsvollen Namen „Kinderprogramm“. Hier ging es schon immer nicht nur um eine reine „Betreuung“, sondern um den Versuch, Kindern in diesem Alter Stadt und Umgebung Danzigs nahe zu bringen.

Mit den unterschiedlichsten Mitteln wurde versucht, die räumliche und zeitliche Distanz abzubauen, die zwischen dem Erleben der Kinder und den Erfahrungen und Erinnerungen der Erwachsenen besteht. Etwas von dem Leben in dieser fernen Stadt sollte vermittelt werden, von den Menschen und ihren Traditionen, ihrer Sprache und ihren Geschichten. Themen wie: „Geschichten von Speichern, Seeleuten

und Fischfrauen“ und „Leben in einem kaschubischen Dorf“ mögen als Beispiel stehen.

Methodisch spielte dabei die Anschaulichkeit und das eigene mitmachen eine große Rolle: Zum einen setzten die Kinder das, was sie an den Vormittagen durch Erzählen, Vorlesen, Gruppenspiel, Dias und Filme an Kenntnissen gewannen, an den Nachmittagen unter fachgerechter Anleitung durch Werken selbst kreativ um. So entstanden in den vielen Jahren hunderte von kleinen gemalten und aus allerlei Materialien geformten „Kunstwerken“, die zunächst von allen Teilnehmern in einer Ausstellung bestaunt werden konnten und dann – nach Hause mitgenommen – noch lange das in Gemen Erfahrene nachwirken ließen. Zum anderen gab es in einigen Jahren die komplette Ausrichtung des Kinderprogramms auf das Ziel, am Sonntag in der „Stunde der Gemeinschaft“ ein Spiel zu gestalten. Da wurde dann nicht nur das Spiel selbst eingeübt, sondern gemeinsam auch Kostüme und Requisiten gefertigt, um die „Sage vom Riesen Tullatsch“ oder „Daniel Chodowiecki – eine Reise nach Danzig im Jahre 1773“ in Szene zu setzen.

Seit einigen Jahren weitet sich dann zunehmend der Blick: Danzig wird nicht isoliert gesehen, sondern als Exempel in größerem Kontext genommen, z. B. mit Themen wie „Die Hanse“, „Danzig – Heimat von Deutschen und Polen“ oder „Märchen aus Osteuropa: wie Menschen einander helfen“. Die europäische und die weltweite Dimension werden deutlich.

Je mehr die vorbereitenden Erwachsenen selbst nicht mehr eine Kindheit in Danzig erlebt haben, verschiebt sich auch der Blick auf diese Stadt. Wandlungen, die sich im Gemenprogramm insgesamt feststellen lassen, bilden sich auch im Kinderprogramm ab. Die Eltern, die im Kinderprogramm mitarbeiten, sind nun in der Bundesrepublik geboren und müssen für sich selbst die Frage beantworten, welche Relevanz die Tradition ihrer Eltern für ihr Leben hat. Während im Erwachsenenprogramm also die Gefahren von Nationalismen diskutiert werden, beschäftigen sich die Kinder z. B. mit ihrem Verhältnis zu „fremden“ Menschen unter den Themen: „Wir und die anderen“ oder „Eine Brücke bauen zu den Kindern der Welt“.

Ein weiterer Schwerpunkt ist auch über die Jahre hinweg deutlich: So wie im Hinblick auf Danzig versucht wird, ein wenig von den Traditionen weiterzugeben, die für das Leben der Erwachsenen wichtig geworden (oder geblieben) sind, so ist das Kinderprogramm immer auch der Versuch einer Weitergabe des Glaubens. Hier wären beispielsweise immer die Kinder- und Familiengottesdienste zu nennen. Die religiöse Gemeinschaft, die in Gemen erlebt wird, hat nicht nur ihren Ort in Danziger Vesper und Festhochamt (wenn diese auch für Kinder durchaus faszinierend sein können), sondern zeigt sich auch in den Versuchen, für und mit Kindern Gottesdienste zu gestalten und zu feiern. Daß gelegentlich auch die älteren Jahrgänge hier sehr

schwungvoll mitfeiern, soll natürlich nicht unterschlagen werden.

Das Kinderprogramm und auch das Jugendprogramm haben aber auch eine Funktion, die sich erst nach einiger Zeit gezeigt hat. Ähnlich dem biblischen Gleichnis vom Sämann sind die Früchte auch hier nicht sofort sichtbar gewesen. Sieht man sich die Biografien derjenigen an, die heute zunehmend Verantwortung übernehmen für das Adalbertus-Werk und die Gementreffen, so zeigt sich, daß viele davon erstmals im Kinderprogramm erstmals Berührung mit Danzig hatten. Bei vielen führte der Weg von da aus zu Kontakten nach Osteuropa bis hin zu Studiengängen und Arbeitsplätzen in diesem Bereich.

Der Gründergeneration des Adalbertus-Werkes sei Dank für die Weitsicht, auch in die Kinder zu „investieren“. Diese Entscheidung sichert heute die Fortsetzung der Arbeit. Reine Traditionspflege hätte spätestens heute zur Vergreisung geführt. Mit dem Aussterben der Augenzeugen würde auch die Erinnerung verschwinden. Im übrigen denke ich, daß der Kontakt von „Alten“ und „Jungen“ in Gemen, der ja durchaus nicht immer konfliktfrei war, das Adalbertus-Werk auch davor bewahrt hat, die Vergangenheit zu verklären und die Moderne von vornherein mit dem Vorbehalt der Abweichung von der „reinen Lehre“ zu betrachten. Die Tatsache, daß es heute immer wieder gelingt, Jugendliche aus den östlichen Ländern für Gemen zu interessieren, ist sicher auch ein Ergebnis dieser Arbeit.

Gebet für Frieden und Versöhnung

Wortgottesdienste am Samstagabend

Viola Nitschke

Das Gebet für Frieden und Versöhnung ist seit den ersten Gementreffen ein zentrales Anliegen der sich in Gemen zusammenfindenden Gemeinschaft.

Ein Gottesdienst wurde ihm aber sehr bald in besonderer Form gewidmet und hat diesen Stellenwert bis heute behalten. Der Wortgottesdienst am Samstagabend erfährt seit vielen Jahren eine besonders intensive Vorbereitung. Er wird jeweils unter ein besonderes Thema, das in bezug zum Tagungsthema steht, gestellt und vielfältige Gestaltungsformen haben wir in den vergangenen Jahren hier eingebracht.

Seit 1950 war es in Gemen feste Tradition, am Samstagabend eine Lichterprozession um die Burg zu veranstalten, bei der der Rosenkranz im besonderen Anliegen für die verfolgte Kirche gebetet wurde. In den 70er Jahren wurde hin und wieder statt der Prozession – unter Mitwirkung der Jugend bei der Vorbereitung – an dieser Stelle eine



Blumenkreuz, 1993; Wortgottesdienst für die Opfer von Gewalt und Nationalsozialismus.

Kreuzwegandacht gehalten, die in Anlehnung an den Jugendkreuzweg des BdkJ gestaltet war, der in der DDR und der Bundesrepublik gemeinsam gebetet wurde. Und so zeigte es sich dann bald, daß die traditionelle Form der Prozessionen einer Modifikation bedurfte.

Heute wechseln die Formen: einerseits der meditative Gottesdienst in der Kapelle, andererseits der Meditationsgang mit verschiedenen „Stationen“, an denen dann in einzelnen thematischen Schritten das zentrale Anliegen bedacht wird.

Mit dem 35. Gementreffen begann dann die intensive thematische Vorbereitung.

„Gebetsstunde für die Kirchen im Osten“ war der Titel und im Jahre 1981 waren die dort vorgetragenen Berichte vom Leben der Christen im Osten Europas bittere Zeugnisse von Glaubensmut einerseits und schwerer Verfolgung andererseits.

Des Leides und der Not der Menschen im besonderen zu gedenken, wählten wir auch immer wieder die Kreuzwegmeditation, 1985 – 40 Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges – zu Bildern von Otto Pankok, 1991 beim 45. Treffen „im Gedenken an die Toten in Danzig 1939 bis 1945“ und beim 49. Gementreffen, als Meditationsgang um die Burg, „für die Opfer von Krieg, Gewalt und Vertreibung im 20. Jahrhundert“.

Gerade der Gottesdienst 1991 war deshalb ein besonderer Meilenstein, weil er zum ersten Mal ganz deutlich polnische und deutsche Christen im Gebetsanliegen zu dieser gemeinsam durchlittenen Geschichte vereinte – die polnische Sprache konnte wenigstens in den biblischen Schrifttexten für unsere Gäste präsent gemacht werden. Polnische und deutsche Teilnehmer sprachen gemeinsam Fürbitten – eine Praxis, die heute ganz selbstverständlich ist.

Zeugnisse bildender und musikalischer Kunst sind immer wieder unterstützende Elemente bei der Gestaltung der Gottesdienste. Beispielsweise erklang nach einem

Gottesdienst zum Thema „Stutthof“ Passionsmusik des Ostens.

1993 standen Barlachplastiken den Teilnehmern vor Augen, als wir in einer großen europäischen Gebetsgemeinschaft „für die Opfer von Gewalt und Nationalismus“ beteten. Teilnehmer aus Tschechien, aus der Ukraine, aus Lettland und aus Polen waren an der Gestaltung des Gottesdienstes als Sprecher beteiligt. Ein Stück Europa, das schon einmal 1956 mit Gästen, die als im Exil Lebende nach Gemen gekommen waren, bei einer Lichterprozession spürbar wurde.

Symbole und Zeichen sind bei den Wortgottesdiensten integraler Bestandteil der Gestaltung: ein Blumenkreuz – als Reminiszenz an das während des Kriegsrechts in Warschau gesteckte Blumenkreuz – steckten wir vor dem Eintritt in die Kapelle bei dem Gebet für die Opfer des Nationalismus. Kerzen – das Licht als Symbol der Hoffnung – sind bei manchem Gottesdienst für die verfolgte Kirche entzündet worden, aber auch – unverzichtbar – bei einem Gebet zum heiligen Franz von Assisi unter dem Titel „Freude aus dem Glauben“ 1982. Das Symbol des Kreuzes stand einem bei jeder Meditationsstation wachsenden Lebensbaum gegenüber, als wir 1983 „Menschenwürdiges Leben“ in den Mittelpunkt rückten, oder das Kreuz umwunden mit Stacheldraht, das wir beim Meditationsgang „Christen unter dem Kreuz“ anlässlich des 40. Gementreffens mit in unseren Alltag nehmen konnten.

Seit der „Wende“ in Osteuropa gab es auch vermehrt Themen, die die Gemeinsamkeit im Glauben zwischen allen Völkern Europas in den Mittelpunkt der Betrachtung rückten: „Adalbert – ein Heiliger für Europa“, oder „Die heilige Dorothea von Montau“ – ein Meditationsgang mit Stationen rund um die Burg, aus Anlaß der 600sten Wiederkehr ihres Todestages 1994.

Die Einheit in Vielfalt in einem zukünftigen Europa auf der Basis von Frieden und Versöhnung wird sicher auch in Zukunft unser zentrales Anliegen gerade in diesen Gottesdiensten sein. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“ nach (Joh. 14,2) lautete das Thema 1992 – und zum 50. Gementreffen wird ein ökumenischer Wortgottesdienst mit Vertretern verschiedener Konfessionen unter dem Titel, „... sie sollen vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, daß du mich gesandt hast“ (nach Joh. 17,23/2) diese Tradition fortführen.

Viele Menschen als Lektoren, bei der Setzung von Zeichen und Symbolen, in diesen Gottesdiensten einzubinden und mit den Gästen verschiedener Nationalität auch in einer Gemeinschaft des Gebetes verbunden zu sein, wird auch in Zukunft für die Gestaltung der Wortgottesdienste am Samstagabend maßgeblich bleiben: Gottesdienste, die jeweils ihren eigenen sprachlichen und musikalischen Charakter haben, für die viele Texte und Gebete neu entstanden sind und die wohl – jedes Jahr neu – ein besonderes und wertvolles Element des Programms in Gemen darstellen.

Von Agnes Miegel bis Paweł Huelle

Kultur am Donnerstagabend

Norbert Czerwinski

Jeder Tag hat in Gemen sein eigenes Gesicht. Den Referaten und Arbeitskreisen tagsüber stehen die Abendgestaltungen gegenüber und geben so jedem Tag seine besondere Prägung. Der Donnerstag dient der Erbauung, der Freitag dem Vergnügen und der Geselligkeit und der Samstag der Meditation und dem Gebet.

Der Donnerstagabend ist also reserviert für das kulturelle Beiprogramm, sozusagen der schöngeistige Widerpart zur politischen Diskussion. Ein Rückblick auf die Themen der Donnerstage der letzten fünfundsiebenzig Jahre zeigt, daß sich die Themen entweder am Tagungsthema orientierten: 1977 hieß das Gemen-Motto „Menschenrechte – Wirklichkeit und Auftrag“ und am Donnerstag „Verletzte Menschenrechte – Zeugnisse in Wort, Lied und Bild“, 1981 war es „Unser Nachbar Polen“ und so wurde „Polnische Kirchenmusik“ vorgestellt. Oder aber der Donnerstagabend war der Ort, einen Beitrag zu integrieren, der nicht in den „ordentlichen“ Tagungsablauf paßte oder „zu schade“ für den Sonntagabend war. So wurde 1986 an das 800jährige Jubiläum des Klosters Oliva erinnert und 1994 der neue Roman von Paweł Huelle „Silberregen“ vorgestellt.

Die Spannweite der behandelten Themen ist sehr groß und der Zusammenhang zum Tagungsthema nicht immer gegeben. Gleichwohl läßt sich im Überblick der letzten Jahrzehnte ein inhaltliches Profil feststellen. Fünf Akzente sind es, die durch den Donnerstag gesetzt wurden.

1. Das Ostdeutsche erinnern

Hierzu gehört die Vorstellung ostdeutscher Literaten wie Martin Damm (1978), Johann Gottfried Herder (1979) und Agnes Miegel (1984). In einer sehr breit angelegten Form wurde 1983 gar „Der Mensch des nordostdeutschen Kulturraumes“ vorgestellt.

2. Das spezifisch Danzigerische

Selbstverständlich gab es immer wieder Themen, die sich speziell mit Danzig beschäftigten. Dabei ging es sowohl um die Stadt („Zerstörung und Wiederaufbau der Danziger Kirchen“ 1976), als auch um deren Bewohner („Bedeutende Frauen und Männer aus Danzig“ 1991) und Besucher („Eichendorff in Danzig“ 1982). Es wurde versucht ein besonderes Bild von Danzig zu vermitteln. Am treffendsten drückt dies das Thema von 1985 aus: „Danzig – Stadt der Begegnung“.

3. Das spezifisch Polnische näherbringen

Polnische Kultur war nicht nur Thema, wenn die ganze Tagung unter dem Motto „Unser Nachbar Polen“ stand. Neben dem oben erwähnten Beitrag zur Kirchenmusik gab es weitere zur Stadt Krakau (1980) und

zur „Polnischen Literatur und Musik nach 1945“ (1992). Hier wurde manche Kenntnislücke geschlossen, aber auch Interesse geweckt, denn polnische Literatur ist in Deutschland leider immer noch viel zu unbekannt.

4. Deutsch-Polnische Gemeinsamkeiten aufzeigen

Welche Berührungspunkte es in der Geschichte zwischen beiden Völkern gegeben hat, wurde aufgezeigt durch Themen wie „Danziger und Polen in Weimar zur Goethe-Zeit“ (1972) oder „Polens Freiheit ist auch Deutschlands Freiheit – Polenlieder im 19. Jahrhundert“ (1989). Auch die Vorstellung des Romans „Silberregen“ von Paweł Huelle (1994) gehört hierzu. Dort wird die Begegnung eines deutschen und eines polnischen Vertriebenen in Danzig geschildert.

5. Die europäische Dimension betonen

Eine besondere Note erhielt die Bearbeitung der Themen durch die Betonung des europäischen Zusammenhangs, in dem sich der kulturelle Austausch vollzog und

Zu den Hauptreferenten der Donnerstage gehören – neben Gerhard Nitschke – Ingrid Neudeck und Viola Nitschke.

Das hohe Niveau des Donnerstagabend macht aus ihm schon längst kein Beiprogramm mehr. Dies findet eher am Sonntagvormittag und -abend statt. In den achtziger Jahren lösten Revuen das traditionelle Kinderfest ab. Erinnert sei hier vor allem an „Chodowieckis Reise nach Danzig“ (1990) und „Danzig – die heimliche Hauptstadt des Kaschubenlandes“ (1992). Herausragend ist hier die Beteiligung der Kinder und jüngeren Jugendlichen. Für diese gab es übrigens einige Jahre ein Parallelprogramm zum Donnerstagabend: „Jugendbücher zum Tagungsthema“.

Der Sonntagabend hieß früher „Geselliger Ausklang am Kamin“. Heitere Dichtung und Danziger Mundart hat hier seinen Platz, z. B. „Pogutke & Co.“ (1985). Vor allem in den letzten Jahren gibt es auch einen anspruchsvolleren – nicht weniger erbaulichen – Einstieg mit Danziger Spezialitäten: „Robert Reinick – ein Danziger Künstler“ (1993), „Danziger Ausflugsziele



Vaterland – Nation – Nationalismus – Zeugnisse in Musik und Dichtung, 1993.

vollzieht. Als Beispiele seien erwähnt „Krakau – eine europäische Stadt“ (1980) und „Europäische Beziehungen des Danziger Musiklebens im 16. bis 18. Jahrhundert“ (1990).

Neben diesem inhaltlichen Profil gibt es auch so etwas wie eine besondere Note im Formalen. Sehr häufig wurden verschiedene Kunstformen zugleich vorgestellt. Das Schwergewicht liegt hier eindeutig auf der Literatur und der Musik. Lichtbilder von Architektur und bildender Kunst dienen aber oft zur Veranschaulichung und zum Ansprechen der visuellen Sinne. Bei der Auswahl der Kunstformen bewegte man sich in Gemen also im Bereich des traditionellen Verständnisses der „Schönen Künste“. Auch was die Gestaltung angeht, herrscht eher Seriosität denn Experimentierfreude. Bewährt hat sich dabei zum einen, die Kunst selbst sprechen zu lassen, also möglichst viele Musik- und Textproben zu Gehör zu bringen, zum anderen die Präsentation durch mehrere Personen aus dem Kreis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Bei der Auswahl der Vorlesenden gibt es das ungeschriebene Gesetz, Jung und Alt, Mann und Frau einzubinden. Und nicht nur dadurch ist der Donnerstagabend „weiblicher“ als das sonstige Programm I:

in alten Annoncen“ (1994), „Bernstein – Gold des Nordens“ (1995). Winfried Derow hat diese Abende gestaltet.

Als Tendenz läßt sich festhalten, daß es in Gemen nun mehr Platz für Kultur gibt, daß die Themen bzw. deren Behandlung aktueller und polnischer geworden sind. Als Beispiel sei nur genannt, daß das diesjährige Thema der Denkmalpflege von einem polnischen Referenten, Andrzej Januszajtis, behandelt wird.

Der Donnerstagabend ist integraler Bestandteil von dem, was für uns Gemen ausmacht. Er hat die deutsch-polnische Verständigung vorangebracht. Und zwar nicht nur durch die Vermittlung von Kenntnissen über die Kultur – und der kulturellen Geschichte – sondern besonders dadurch, daß Kultur auch noch eine andere Dimension im Menschen anspricht, als es der politische Diskurs vermag.

Ich habe als Jugendlicher nicht immer alles verstanden, aber für mich wurde ein Panorama ausgebreitet, ich bin mit Danzig und Ostdeutschland vertraut gemacht, an Barockmusik herangeführt worden und habe mich mit – für mich damals eher verstaubten – Menschen wie Eichendorff und Miegel beschäftigt. Mir wurden polnische Literatur und Musik erschlossen und Interesse geweckt. Deshalb ist für mich ein Gemen ohne den Donnerstagabend undenkbar. Es wäre „kulturlos“.

- Günter Fuchs, Bonn**
1986 Vertreibung – Eingliederung:
Aufbruch in eine ungewisse Zukunft
- Edmund Neudeck, Hagen und
Norbert Czerwinski, Duisburg**
1986 Alte Heimat – neue Heimat:
Fruchtbare Spannung als
Herausforderung
- Prof. Dr. Dieter Mahncke, Bonn**
1986 Aktuelle Bonner Ost- und Deutschland-
politik
- Dr. Theo Mechtenberg,
Bad Oeynhausen**
1986 Deutschland – Polen:
Probleme der Verständigung heute
1994 Identität – eine Grundlage menschlicher
Existenz
- Prof. Paulus Lenz-Medoc, Paris**
1986 Kultur und Geschichte als europäischen
Besitz erkennen!
Chancen einer gemeinsamen Sicht der
Geschichte
- Msgr. Johannes Goedeke, Steinau**
1986 Vertrauen auf den Geist der Erneuerung –
Glaube als tragende Kraft der Versöh-
nung
- Gerhard Nitschke, Düsseldorf**
1986 1186–1986, 800 Jahre Kloster Oliva
1987 Ecce homo – Darstellung des Leidens in
der Kunst des Ostens
1988 Kirchliche Kunst in Rußland
1991 Danzig im künftigen Europa –
Aufgaben für heutige und ehemalige
Danziger
1996 Zukunft Europa – ein gemeinsamer Weg
- Prof. Dr. Wichard Woyke, Münster**
1987 Menschenrechte in den Beschlüssen
der KSZE und ihrer Folgekonferenzen
- Dr. Alexander Uschakow, Köln**
1987 Verfassung und Gesetzgebung der Ost-
blockstaaten und die Menschenrechte
- Prof. Dr. Laszlo Revesz, Bern**
1987 Menschenrechtsbewegungen in den
Ostblockstaaten
- Prof. Dr. Rudolf Grulich, Königstein**
1988 Die Taufe der Rus vor 1000 Jahren
1995 1945–1995: Nichts gelernt aus der
Geschichte
- Gerhard Erb, Düsseldorf**
1988 Das Zarenreich sucht Anschluß an die
Mitte Europas –
Russisches Interesse an Danzig
1989 Gemeinsamkeiten ihrer Geschichte –
Deutsche und Polen
1991 Danzigs Stellung und Bedeutung im
polnischen Königreich
- Diethild Treffert, Neufahrn**
1988 Die Christen in der Sowjetunion seit der
Oktober-Revolution
- Prof. Dr. Gothold Rhode, Mainz**
1988 Die Sowjetunion und Polen
1989 1939 – Zerstörung Mitteleuropas –
Polens Niederlage und 4. Teilung
- Josef Reding, Dortmund**
1988 Begegnungen in der Sowjetunion 1987
- Prof. Dr. Johannes Madey, Paderborn**
1988 Brücke des Glaubens – Hoffnung für den
Frieden
- Dr. Richard Breyer, Marburg**
1989 1919 – Versuch einer Neuordnung
Das deutsch-polnische Verhältnis nach
dem 1. Weltkrieg
- Ingrid Neudeck, Hagen**
1989 „Polens Freiheit ist auch Deutschlands
Freiheit“ –
Die Polenlieder im 19. Jahrhundert
mit **Winfried Derow, Emmering**
1991 Bedeutende Frauen und Männer in und
aus Danzig
mit **Claudia Gawrich, Bochum**
1995 Danziger Verse – Strofy Gdańskie
- Waldemar Kuwaczka, Bonn**
1989 Polen heute

- Prälat Prof. Dr. Franz Josef Wothe,
Hildesheim**
1989 „... und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unseren
Schuldigern.“
- 1991 „... daß Polen und Deutsche als gläubi-
ge Christen in Frieden und Freiheit am
Ostseestrand zusammenkommen“
- Christian Meier, Köln**
1990 Die europäische Revolution 1989 und
ihre Auswirkungen
- Adam Krzemiński, Warschau**
1990 Der Beitrag der Literaten zur
osteuropäischen Friedensbewegung
1992 Polen und seine östlichen Nachbarn
1993 Geistige Orientierungspunkte in einem
künftigen Europa
1994 Aufarbeitung der Geschichte – Chance
einer gemeinsamen Identitätsfindung
von Deutschen und Polen
1996 Zukunft Europa – ein gemeinsamer Weg
- Viola Nitschke, Düsseldorf**
1990 Europäische Beziehungen des Danziger
Musiklebens im 16. bis 18. Jahrhundert
mit **Stephan Erb, Münster**
1992 Polnische Literatur und Musik
nach 1945
mit **Norbert Czerwinski, Düsseldorf**
1993 Vaterland – Nation – Nationalismus
Zeugnisse in Musik und Dichtung

- Kazimierz Wóycicki, Warschau**
1992 Polen im Wandel –
Analyse und Perspektive
- Wolfgang Grycz, Königstein**
1992 Polen und das vereinte Deutschland
- Botschafter Janusz Reiter, Köln**
1992 Polen und Europa
- Prof. Dr. Manfred Alexander, Erfstadt**
1993 Aufbrechender Nationalismus in
Ostmitteleuropa – historische Ursachen
- Dr. Jonas Kilius, Wilna**
Dr. Dmytro Zlepko, Freising
1993 Das Zerbrechen des Sowjetischen
Staates und seine Folgen; am Beispiel:
Baltische Staaten und Ukraine
- Jan Sokol, Prag**
Dr. Gyula Jozsa, Köln
1993 „Revision“ der Neuordnung von
1918 und 1945; am Beispiel:
Tschechoslowakei und Ungarn
- Dr. Theo Mechtenberg,
Bad Oeynhausen**
Dr. Marek Prawda, Warschau/Köln
1993 Der westeuropäische Einigungsprozeß
und die daraus resultierenden Probleme
am Beispiel: Deutschland und Polen
- Winfried Derow, Emmering**
Irenäus Totzke, Niederaltich
1993 Robert Reinick – ein Danziger Künstler

SIE SPRACHEN IN GEMEN

Themen und Referenten der letzten 10 Jahre

Bei 50 Gementreffen haben über 200 Referenten auf der Burg gesprochen, die die Arbeit unserer Gemein-
schaften mehr oder weniger stark mitbestimmt und geprägt haben. Auch diese Aufstellung von Themen
und Referenten der Zeit zwischen dem 40. und 50. Gementreffen – die sich an die in früheren Festschriften
anschließt – zeigt das weite Spektrum der Thematik, das in Gemen behandelt wurde. Hinzu kommt eine
Reihe von Arbeitskreisen, Podiumsgesprächen und Gesprächsforen, deren Teilnehmer und Leiter hier nicht
aufgeführt werden können. Ein besonderes Signum dieses Dezeniums ist die zunehmende Mitarbeit von
Referenten aus den Ländern des Ostens, wie wir sie beim 40. Treffen noch nicht zu erträumen wagten.
Allen Referenten und Mitwirkenden gilt unser Dank, mit vielen hoffen wir in ein 6. Jahrzehnt unserer Arbeit
zu gehen, im weiteren gemeinsamen Bemühen um die ZUKUNFT EUROPA.

- Prof. Dr. Otto Kimmenich, Regensburg**
1990 Nationalität und Staatsangehörigkeit in
einem vereinten Europa –
Bedeutung der Volksgruppen- und
Menschenrechte
- Herbert Werner MdB, Ulm**
1990 Grenzen und Bündnisse – ihre Bedeu-
tung für ein künftiges Europa
1995 1945–1995 – Facetten eines
Gedenkjahres
- Elmar Brok MdB, Bielefeld**
1990 Geeintes Deutschland – geeintes
Europa: Probleme und Chancen der
Einheit Deutschlands
- Burkhard Haneke, München**
1990 Verantwortung der Kirchen für einen
europäischen Einigungsprozeß
- Prof. Dr. Rotta, Danzig**
1991 Das Zusammenleben der Volksgruppen
in Danzig nach dem Ersten Weltkrieg
- Johannes Beutler, Bergisch Gladbach**
1991 Der Wirtschaftsraum Danzigs im
20. Jahrhundert – Ökonomische und
ökologische Probleme bis 1945
- Dr. Maria Welfens, Neuss**
1991 Ökonomische und ökologische
Probleme nach 1945
- Weihbischof Dr. Zygmunt Pawłowicz,
Danzig**
1991 Die katholische Kirche in Danzig –
gestern, heute und morgen
- Dr. Dieter Bingen, Köln**
1992 Die Wende in Polen (1988–1992) –
Daten und Fakten
1996 Sieben Jahre nach der Wende –
Bilanz europäischer Öffnung
- Prof. Andrzej Januszajtis, Danzig**
1994 Danzig als Ort gemeinsamer
Identifikation
- 1996 Leistungen europäischer Denkmalpflege
in Danzig: Der Artushof und das
Uphagenhaus
- Dr. Rupert Neudeck, Troisdorf**
1994 Heimatverlust als Impuls für ethisches
Handeln
- Winfried Derow, Emmering**
1994 Danziger Ausflugsziele in alten Annoncen
1995 Der Synagogenschatz aus Danzig
1995 Bernstein – Gold des Nordens
- Horst Ponczek, Helmstedt**
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig
**Prof. Dr. Wiesław Gruszkowski,
Danzig**
1995 Erinnerungen und Gegenwart –
Zerstörung und Wiederaufbau Danzigs
- Dr. Peter Letkemann, Berlin**
1995 Die Juden in Danzig –
ein historischer Rückblick
- Prof. Dr. Frank-Lothar Hossfeld, Bonn**
1995 Heimat und Heimatverlust im Heilsplan
Gottes
- Prof. Dr. Adalbert Rebić, Zagreb**
1996 Der Konflikt auf dem Balkan –
Bilanz europäischen Versagens
- Dr. Marek Prawda, Köln/Warschau**
Justus Paleckis, Wilna
Ludmilla Nestrilaj, Kiew
Prof. Dr. Rudolf Kucéra, Prag
1996 Perspektive Europa – Einschätzungen
in den Ländern: Polen, Litauen, Ukraine,
Tschechien
- Pater Diethard Zils, Rom**
1996 Der Beitrag der Kirchen zum Dialog
in Ostmitteleuropa

Neue Chancen des Brückenschlags

Pioniere schaffen provisorische Verbindungen zwischen den Ufern, um eine Begegnung möglich zu machen. So verstehen wir unsere Arbeit im Adalbertus-Werk seit Jahrzehnten. Eine Hilfsbrücke aber läßt Begegnung nur im begrenzten Maße zu. Heute haben wir die Chance, Gründungen für Brückenpfeiler vorzunehmen, die schließlich tragfähige und robuste Konstruktionen auf Zukunft hin aufnehmen.

In den letzten Jahren ist die Begegnung zwischen heutigen und ehemaligen Danzigern intensiver geworden. Ein fester Brückenpfeiler für dieses Miteinander sind die Tagungen auf der Jugendburg geworden. In Gemen begannen 1947 unsere Treffen mit der Aufarbeitung unserer persönlichen Geschichte. Von hieraus ging unser Blick zurück in die Heimatstadt Danzig, ging die Botschaft zur Versöhnung 1947 an die dort lebenden Menschen. In den ersten vier Jahrzehnten wußten nur wenige Polen von unserer Arbeit. Doch mit der Wende änderte sich das. Die Gäste aus Polen belebten mehr und mehr unsere Treffen. Wertvolle Impulse gaben die Vorträge von Adam Krzemiński „Geistige Orientierungspunkte in einem künftigen Europa“ (*adalbertusforum* Nr. 1/1994) und „Danzig als Ort gemeinsamer Identifikation“ von Prof. Dr. Andrzej Januszajtis (*adalbertusforum* Nr. 2/1994).

In einem Gesprächsforum, beim 48. Gementreffen, sprachen Menschen aus Polen und Deutschland gemeinsam über ihr erlittenes Leid. Es kam eine Atmosphäre auf, in der sie Hemmschwellen überwandten und offen von ihrem ertragenen Leid erzählten. Über die Offenheit, die bei diesem Forum möglich wurde, waren viele Teilnehmer erstaunt und berührt. Aber nicht nur über das Leid wurde gesprochen, sondern auch über tröstliche Erfahrungen, z. B. bei der ersten

Begegnung vor dem elterlichen Haus, wo – trotz anfänglicher Befangenheit – viele über die gastfreundliche Aufnahme tief beeindruckt waren. Auch die polnischen Besucher erzählten von ihrer Vertreibung. Dadurch wurde gemeinsames Schicksal deutlich und schuf gegenseitiges Verständnis. Anschließend bildeten sich spontan Gesprächsgruppen, die lebhaft aber auch kontrovers ihre Ansichten austauschten. Die Offenheit setzte sich in der gelassenen Atmosphäre der Abende fort. Bei Bier oder Wein erklangen Lieder in deutsch und polnisch. Aber die Tage der Begegnung in Gemen waren zu kurz. Erfüllt von den vielen Eindrücken und Erlebnissen, traten die Gäste aus Danzig nach fünf Tagen die Heimreise an. Der Abschied in Gemen war

Deutsch-polnische Begegnungen in Gemen und Danzig

Alfred Ordowski

bestimmt von Wehmut, aber auch von Vorfreude auf ein Wiedersehen in Danzig/Gdańsk. Ausdruck dafür war der Erlebnisbericht von Prof. Jan Winklewski: „Als polnischer Danziger zu Gast in Gemen“ (*adalbertusforum* Nr. 2/1994).

Gemen, der feste Pfeiler diesseits der Grenze muß ergänzt werden durch den anderen jenseits von ihr. Dieser ist grundgelegt mit den beiden Studientagungen im Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig im Oktober 1994 und 1995. Der Leiter des Hauses, Pater Roman Dejna OFM, nimmt uns gastfreundlich auf. Wir sind inzwischen vertraut miteinander, die Teilnehmer vom Bund der deutschen Minderheit, der Gesellschaft Polen-Deutschland und wir vom Adalbertus Werk. Ausgefüllt sind die Tage mit Vorträgen, Gottesdiensten, Ausflügen und geselli-

gen Abenden. Erwähnt sei hier der Vortrag von Bogdan Boruszewicz: „Danzig als Ausgangspunkt der Freiheitsbewegung in Osteuropa“ (*adalbertusforum* Nr. 1/1995). Weitere Punkte in den Programmen waren ein Konzert der Cappella Gedanensis, der Empfang durch das deutsche Generalkonsulat am 3. Oktober (zum Tag der Deutschen Einheit), sowie der Ausflug in die Kaschubei und der Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers in Stutthof mit einer kurzen Andacht. Gewürdigt wurden unsere Studientage durch Empfänge des Stadtpräsidenten von Danzig, Tomasz Posadzki. Im Laufe der Tage lernten wir die Begegnungsstätte vom Bund der deutschen Minderheit in Danzig kennen. In einem Wohnhaus ist eine Etage bescheiden aber gemütlich eingerichtet. Vorhanden ist eine kleine Bibliothek mit deutschsprachigen Büchern, weitere Räume für Handarbeit und Begegnung. Als Pendant zu seinem Vortrag in Gemen zeigte uns Prof. Andrzej Januszajtis 1995, mit welchem Fleiß und großer Sorgfalt bedeutende Stätten Danziger Geschichte, wie z. B. der Artushof und das Uphagen-Haus, wieder hergerichtet werden. Sie sind Ausdruck der Liebe zu dieser Stadt, die uns gemeinsam ist und uns verbindet. Für uns ist es tröstlich zu sehen, wie die jetzigen Danziger bemüht sind, das historische Gesicht unserer Heimatstadt wieder herzustellen. Über die Bemühungen um das architektonische Gesicht der Stadt hinaus berührte uns auch das Interesse an ihren Persönlichkeiten. Probst Stanisław Bogdanowicz berichtete über seine Arbeiten zur Rehabilitierung von Bischof Dr. Carl Maria Splett. Er machte uns Hoffnung, daß der Bischof in absehbarer Zeit voll rehabilitiert in die Reihe der Danziger Bischöfe eingereiht werden kann. Ein besonderer Bezugspunkt ist die noch im Bau befindliche Dorotheen-Kirche in Danzig-Nenkau (Gdańsk-Jasień). Dort feierten wir in der fertiggestellten Unterkirche 1995 mit Weihbischof Zygmunt Pawłowicz und der Gemeinde einen Gottesdienst. Beim zweisprachigen Gesang des polnischen Friedensliedes („Unfriede herrscht auf der Erde...“) sprang die Freude auf alle über. Die Feier setzte sich fort bei einem gemeinsamen Abendessen in freundlicher Atmosphäre.

Ein wertvolles Erlebnis war auch der Empfang durch den Erzbischof und Metropoliten, Dr. Tadeusz Gocłowski, im Priesterseminar von Oliva. Er wies uns auf die gemeinsame Verantwortung hin, zu einer Gesellschaft beizutragen, die ein Klima wechselseitiger Achtung schafft. Der Erzbischof lud uns herzlich zum Adalbert-Millennium 1997 nach Danzig ein. „Ihr gehört dazu“, war seine Botschaft.

Doch auch wir müssen Abschied nehmen, Abschied auf Zeit, denn auf der Jugendburg sehen wir uns wieder. Aus diesen Begegnungen in Gemen und Danzig schöpfen wir Kraft und Mut, an dem Versöhnungswerk weiterzuarbeiten, und Dankbarkeit für die Chance zum Brückenbau zwischen den Ufern.

Konzert der Cappella Gedanensis bei der ersten deutsch-polnischen Studientagung in Danzig, Oktober 1994.





*Deutsch-polnisches „Gruppenfoto“,
Gemen 1991.*

Die Überschrift ist eine Zeile aus einem Lied, das polnische und deutsche Jugendliche am Ende des Gementreffens 1991 geschrieben haben, mit dessen Abschluß auch das erste deutsch-polnische Jugendtreffen der Adalbertus-Jugend zu Ende ging. In den Anfangszeilen heißt es: „*Das 20. Jahrhundert geht zu Ende... die Zeit der Begegnung hat eben erst begonnen.*“

Erst wenige Monate zuvor war der Kontakt zu einer polnischen Gruppe entstanden: Es hieß, die universitätsnahe Kirchengemeinde Stanisława Kostki in Danzig-Oliva würde sich gut für einen Austausch eignen. Diesem Hinweis wurde im Frühjahr 1991, bei einem 16stündigen Abstecher nach Danzig am Rande eines internationalen Treffens in Posen, nachgegangen. Vor Ort mußte dazu noch Pfarrer Jankowski von der Brigitten-Kirche mit seinem Danziger Kirchen-Verzeichnis behilflich sein, sonst hätte sich die Gemeinde, von der nur der Name bekannt war, kaum finden lassen. In der modernen Kirche in Oliva warteten dann ein junger Vikar und eine Studentin, die die Einladung nach Gemen gerne annahmen.

So kamen zunächst sieben Studenten zum 45. Gementreffen, das die deutschen und polnischen Aspekte der europäischen Stadt Danzig zum Thema hatte. Diese fünftägige deutsch-polnische Variante von Gemen war neu für uns alle in der Adalbertus-Jugend und wir versuchten, uns im Jugendprogramm über unsere unterschiedlichen Lebenswelten und Erfahrungen auszutauschen und uns dabei kennenzulernen. Zuvor hatten Ewa, Rafał, Andrzej, Tomasz, Lycinna, Agnieszka und Beata bereits eine Woche in Familien verbracht, um unser Leben in Deutschland kennenzulernen. Zwei Jahre nach der Öffnung des ehemaligen Ostblocks war dieser Anfang der deutsch-polnischen Begegnungsarbeit in der Adalbertus-Jugend dringend an der Zeit gewesen und wir waren froh, daß diese erste Gemen-Begegnung gelungen war. Trotzdem war der Beginn auch von Schwierigkeiten begleitet, denn ein Großteil unserer polnischen Partner sprach kein Deutsch und nur einige sprachen Englisch. Den-

noch gelang der Austausch über das heutige Leben der polnischen Studenten und unsere Situation hier. Am Ende unseres ersten deutsch-polnischen Gementreffens war der Funke übergesprungen. Daß unsere neuen Partner vom Sinn und vom Inhalt des Gementreffens angetan waren, zeigt deutlich das etwas rührende Lied, das sie zum Abschluß dichteten und dessen gesamter Text hier abgedruckt ist. Am Ende des Gementreffens wurden wir zum Gemenbesuch nach Danzig eingeladen und die

Jugendbegegnungen in Gemen und Danzig

**„Für uns ist es Gdańsk und
für Euch ist es Danzig, aber die
Stadt vereinigt uns alle“**

Andrea Gawrich

ersten Planungen konnten bereits auf der Wasserburg beginnen.

So machte sich die Adalbertus-Jugend im April 1992 per Zug auf den Weg nach Danzig. Eine Woche lang waren wir Gäste im Pfarrhaus der Gemeinde Stanisława Kostki. Bei diesem ersten Besuch stand hauptsächlich das Kennenlernen der Stadt im Vordergrund, da ein Großteil der Gruppe zum ersten Mal in Danzig war. So kamen wir an die zahlreichen wichtigen Danziger Plätze, deren Geschichte wir zu meist seit unseren Zeiten im Gemenen Kinderprogramm kannten, und deren Silhouette wir dort bereits als Bild festgehalten, hinter Glas gemalt oder in Linoleum geschnitten hatten. Erst unsere zweite Danzig-Fahrt im April 1994 stand ganz im Zeichen aktueller politischer und gesellschaftlicher Themen, die Danzig und Polen aktuell prägten. Innerhalb einer Woche verschafften wir uns einen kaleidoskopartigen Überblick über die Danziger Universitätssituation, die Medienlandschaft, die

Dla nas to Gdańsk a dla was Danzig ist lecz to miasto ciągle łączy nas

Verse der polnischen Gruppe:

*Mija już wiek, dwudziesty ery wiek,
okna świta jaśniejsze teraz są.
Czas porzucić zło i razem stanąć w krąg
spróbować jeszcze jeden raz połączyć się.*

*Mijają dni, jugendburskie piękne dni.
Czas spotkania rozpoczął właśnie się.
Przybyliśmy tu, by spotkać wszystkich was
przywołać Gdańskie chwile, dawny miasta
blask.*

*Dla nas to Gdańsk a dla was Danzig ist,
lecz to miasto ciągle łączy nas.
Wspólnie lepiej jest budować nowy świat,
dlatego zaśpiewajmy jeszcze jeden raz.*

Übersetzung:

*Das 20. Jahrhundert geht zu Ende,
die Fenster der Welt erhellen sich.
Es ist Zeit, das Schlechte zu lassen
und uns im Kreis aufzustellen
und es noch einmal zu versuchen, sich
zu verbinden.*

*Die schönen Tage auf der Jugendburg
gehen zu Ende.
Die Zeit der Begegnung hat eben erst
begonnen.
Wir sind hierher gekommen, um Euch
alle zu treffen
und um uns den Glanz der alten Stadt
Danzig in Erinnerung zu rufen.*

*Für uns ist es Gdańsk und für Euch
ist es Danzig,
aber die Stadt vereinigt uns alle.
Es ist besser, eine neue Welt zu bauen,
darum singen wir noch einmal.*

Verse der deutschen Gruppe:

*Fünf Tage hier und Ihr seid uns nicht
mehr fremd,
das zeigt uns heute dieses Lied.
Ist es auch noch so schwer, einander
zu versteh'n,
mit gutem Willen und Geduld wird es
schon geh'n.*

*Trennt uns auch viel, wir kommen ins
Gespräch.
Ist der Weg auch weit, der Weg ist
das Ziel.
Bauen wir gemeinsam ein Leben
ohne Haß,
wenn wir's versuchen, werden
Träume wahr.*

Refrain:

*We are the world, we are the children,
We are the ones to make a brighter day,
so let's start giving.
There's a chance we make it,
we're saving our own lifes.
It's true we make a brighter day,
just you and me.*

Lage der ukrainischen Minderheit, und das Engagement Jugendlicher in polnischen Parteien.

Diese spannende Vielfalt hatten wir der inzwischen neuen Zusammensetzung unserer Partnergruppe zu verdanken, die unser Begegnungsprogramm organisiert hatten. Denn seit dem Gementreffen von 1993 bestand unsere Partnergruppe vorwiegend aus Germanistikstudenten der Danziger Universität.

Der Aufbau einer neuen Partnergruppe nach den ersten zwei Jahren unserer deutsch-polnischen Arbeit war ein wichtiger Schritt für die Adalbertus-Jugend. Denn nach den ersten zwei gemeinsamen Gementreffen war uns langsam bewußt geworden, welche unüberwindbaren Schwierigkeiten ein Gementreffen mit polnischen Gästen ohne deutsche Sprachkenntnisse für uns brachte. Unser Fazit war, daß deutsche Sprachkenntnisse, z. T. auch wegen des Gemeinschaftsprogramms aller Generationen in Gemen, unerläßlich sind.

Der Auftakt unserer Zusammenarbeit mit der neuen Partnergruppe begann 1993 beim 47. Gementreffen und war von Anfang an ein großer Erfolg. Die Germanistikstudenten fühlten sich wohl auf der Wasserburg und konnten alle Programmenteile mit Interesse verfolgen. Dieses Gementreffen brachte jedoch auch noch eine ganz andere, neue Dimension mit sich: erstmalig fand ein trilaterales Jugendtreffen bei der Adalbertus-Jugend statt, an dem außer deutschen und polnischen auch litauische Jugendliche teilnahmen. Das Thema „Nationalismus – Gefahr für Europa?“ lieferte dabei spannenden Diskussionsstoff, da nicht nur nationalistische Spannungen zwischen Deutschen und Polen in den Diskussionen der Jugendlichen zum Thema wurde, sondern sich ebenso eine Debatte über Nationalismusprobleme zwischen Polen und Litauern entspannte, in der die deutschen Teilnehmer vorübergehend zu staunenden Zuschauern wurden.

Mit der Gruppe der Germanistikstudenten arbeitet die Adalbertus-Jugend bis heute erfolgreich zusammen. Die gemeinsame Arbeit ist dabei schnell zur Normalität geworden. Dies zeigte sich z. B. auf dem letzten Katholikentag 1994 in Dresden, zu dem Repräsentanten der Danziger Gruppe als Partner der Adalbertus-Jugend eingeladen waren, und wo eine Danziger Studentin unsere Zusammenarbeit im Rahmen eines Podiumsgesprächs unseres Dachverbandes, der Aktion West-Ost im BDKJ vorgestellt hat.

Insgesamt ist für unsere gemeinsame Arbeit die Beschreibung „klein aber fein“ zutreffend. Sowohl auf deutscher wie auf polnischer Seite waren nie große Gruppen an unseren gemeinsamen Veranstaltungen beteiligt. Jedoch zeichnet sich unsere Zusammenarbeit durch gegenseitiges Verständnis, Interesse aneinander und ein hohes inhaltliches Niveau aus. Unsere polnischen Partner haben sich inzwischen auf den Gementreffen eingelebt und ihre Teilnahme ist heute für sie und für uns zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Stimmen der Partner in Polen

„Freude an Begegnungen mit Polen“

*Dr. Marek Prawda, Gesandter,
Botschaft der Republik Polen*

Die Vergangenheit und die Erinnerung ließen die Gementreffen entstehen. Von Anfang an spielten für die Teilnehmer auch die Beziehungen mit dem polnischen Nachbar eine wesentliche Rolle. Gemen wurde allmählich zum Ort, wo es nicht nur um „Themen“, sondern auch um „Sprache“ ging. Es war die Sprache, die nicht nur Monologe, sondern auch Dialoge möglich machte. Es war die Sprache, in der man „gemeinsam die Wahrheit ertragen konnte“ (Ch. Graf von Krockow). Aber auch viel mehr – und darauf kommt es nun an: auf die Nachbarn neugierig werden, sich den anderen geistig öffnen.

„Polen ist für uns der wichtigste, weil der schwierigste Nachbar“ – sagte vor kurzem der deutsche Schriftsteller Erich Loest. Möglicherweise könnten manche Gemen-Danziger ihr Interesse für Polen ähnlich begründen. Es ist an der Zeit, daß Polen und Deutsche füreinander interessant werden können ohne „schwierig“ sein zu müssen. Es gilt die polnisch-deutsche Wahrheit nicht nur zu „ertragen“, sondern sie für die Gegenwart zu entdecken und zu gestalten. Gemen hat diesen Weg längst eingeschlagen.

Das polnische Zukunftsprojekt „Europa“ schafft auch einen Rahmen für die Verbesserung und weitere Entkrampfung des polnisch-deutschen Verhältnisses. Und umgekehrt – in den mit Deutschland 1990 und



Dr. Marek Prawda, Gemen 1993.

1991 unterzeichneten Verträgen sehen wir einen wahrnehmbaren Schritt auf dem Weg in die Europäische Union. Es wird häufig gefragt – wer, wie und wann „nach Europa“ kommt. Mindestens genauso wichtig erscheint aber die Frage danach, wer mit wem ein neues Europa gestalten darf, wie und wann es wirklich zusammenwächst? Und ob es zusammenwächst, hängt ja nicht zuletzt von Polen und Deutschen ab. Dies

ist eine der polnisch-deutschen Wahrheiten von heute.

Nach 1989/90 begaben sich sowohl Polen als auch Deutsche auf die Erkundungstour nach einer neuen Identität. Wir haben für uns die Erfahrung gemacht, daß man dabei die Nachbarn nicht aus den Augen verlieren darf, daß man sie in diese spezifische Aufgabe – die eigene Identitätssuche – einbeziehen soll. Für unser Selbstverständnis ist das bessere Kennenlernen, die Perspektivenübernahme und die Öffnung zu den Nachbarn – ich denke dabei vor allem an unsere neuen Nachbarn im Osten – von besonderer Bedeutung.

Der Amerikaner Fritz Stern spricht von einer „zweiten Chance Deutschlands“. Er sieht sie darin, daß das Selbstverständnis der neuen „Berliner Republik“ durch den Beitrag zur Überwindung der Teilung Europas in Ost und West geprägt wird. Dies ist unsere gemeinsame Chance. Und wenn wir sie nutzen, liefern wir einen überzeugenden Beweis dafür, daß wir endlich aus der Geschichte gelernt haben und nach vorn blicken.

Deshalb gibt es auch Gedenktage, die man begehen sollte. Und es gibt Orte, die es sich zu besuchen lohnt.

Zum 50. Jubiläumstreffen in Gemen darf ich Ihnen, sehr geehrte Organisatoren und Teilnehmer, meinen Glückwunsch aussprechen.

Haben sie Freude an Begegnungen mit Polen.

Die „Gemener Danziger“

Tadeusz Dacewicz, Berlin/Lublin

Es besteht immer die Gefahr, wenn Menschen mit verschiedener Erfahrung und Sprache, sowie unterschiedlichem Alter, über gleiche Sachen sprechen, daß sie aneinander vorbeireden. Die Gefahr steigt, wenn der eine über diese Dinge gelesen und gehört, der andere jedoch sie an eigenem Leib und eigener Seele erlebt bzw. erlitten hat.

Ich bin mir dessen bewußt, daß Fragen und Themen, die für mich von großer historischer und geradezu philosophischer Bedeutung erscheinen, für andere tausendmal diskutierte selbst erfahrene Schicksale sind. Als ein junger Pole, der dreimal an Gementreffen teilnahm und stark von den „Gemener Danzigern“ beeindruckt wurde, möchte ich trotzdem einige Gedanken zum 50. Gementreffen formulieren.

Mit der Kriegserfahrung der „anderen Seite“ war ich so gut wie nie konfrontiert. Bis 1988 kannte ich auch keine Deutschen. Wunden und Traumata unserer Geschichte waren so präsent und allgegenwärtig, daß das Leiden des „Tätervolkes“ gar nicht wahrgenommen wurde. Die frommen Worte „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ klangen für die Mehrheit der Polen schockierend. Wofür? – war die Frage. Auch wenn vor wenigen Jahren das Thema der



Tadeusz Dacewicz, Gemen 1991.

Vertreibung durch die polnische Presse gegangen ist, kann man wohl offen sagen, daß dieses Thema bei uns Polen noch immer nicht genug durchdacht und innerlich verarbeitet wurde. Erst jetzt ist es möglich, darüber – mehr oder weniger kompetent, aber auf jeden Fall ruhiger und souveräner – zu sprechen.

Wie kam ich dazu, mir darüber Gedanken zu machen? Im Grunde reizte es mich schon immer zu erfahren, wie sehen die Deutschen den Kriegsausbruch und all das, was nachher kam. Als Kind fragte ich mich, wie feiert man in Deutschland überhaupt das Fest zum Kriegsende? Haben sie auch solche Akademien, wie sie bei uns in der Schule organisiert werden? Wie spielen die deutschen Kinder Krieg? Daß alle Kinder Krieg spielen, war für mich selbstverständlich. Und wenn schon, dachte ich mir, wer möchte schon gern „Deutsche“ spielen? Aus diesen ersten kindlichen Fragen entstand ein großes Interesse an Deutschland, das bis heute anhält.

Als ich im Frühjahr 1990 u. a. Familie Nitschke kennengelernt habe und dann nach Gemen eingeladen wurde, damit ich als junger Pole „zum Ost-West-Gespräch des Gementreffens“ beitrage, wußte ich gar nicht, wohin ich fahre. Dort traf ich auf die Menschen, die mir nicht nur ein neues Wissen über dieses Land und diese Gesellschaft erschlossen, vor allem aber mein bisheriges Bild der Geschichte verstellten hatten.

Ich bewunderte die Erzählungen über ihre alte Heimatstadt, ihre Geschichte, ihre Pracht und Kultur und besonders die Tatsache, daß da auch viele Jugendliche mitdiskutieren. Ich lernte zu unterscheiden zwischen einer individuellen und einer nationalgeschichtlichen Erfahrung und Verantwortung.

In Gemen wurde ich zum ersten Mal damit konfrontiert, wie sich „die deutsche Geschichte“, von der ich nur las, in einzelnen Schicksalen darstellt. Ich hörte von der Flucht, der Vertreibung, der Zerstörung, der Demütigung und dem Tod. Das schien zwar zunächst alles nichts Neues zu sein, denn von Kriegererlebnissen wußte ich aus Polen zur Genüge; aber aus Deutschland? Das war neu.

Ich hörte Erzählungen über das Leben danach, über die große Sehnsucht nach der

verlorenen Heimat, die mit dem Alter werden zu steigen scheint. Nur wenige meiner Gesprächspartner waren damals Soldaten, die meisten waren noch Kinder gewesen, deren Eltern kleine Händler, Lehrer usw. waren. So sprach ich mit denen, die für mich trockene Fakten zu einzelnen leidvollen Schicksalen verwandelten. Und immer war die kaum hörbare Feststellung zu entnehmen, „*ich war ein unschuldiges Opfer*“, „*mir ist Unrecht widerfahren*“, „*ich habe das Recht, nicht mit Hitler, Auschwitz und Mord in einen Topf geworfen zu werden*“. Ich hörte ratlos zu und es wurde mir klar, daß diese Menschen das Recht auf eine moralische Genußtun und Verständnis haben.

Die Fakten von vor über 50 Jahren bekamen einzelne Namen und Gesichter. Diese Erkenntnis wurde mir besonders deutlich während meines ersten Gementreffens 1991. Ich mußte damals für ein paar polnische Studenten dolmetschen. Prälat Dr. Franz Josef Wothe erinnerte in seiner Rede, die sich als die letzte vor seinem Tode erwies, in bewegter Stimme von Flucht, Verlust, Neubeginn, Schmerz und Hoffnung und dem Zusammenhalt der Danziger. Ich sah erschütterte Menschen, die voll Tränen in den Augen zuhörten, hörte ein leises Weinen und schnelles Suchen nach Tempotaschentüchern. Ich stand vor der Aufgabe, Inhalte und Gefühle zu übertragen, die nicht übersetzbar waren. Nach einer Weile hörte ich einfach auf zu übersetzen – es war zwecklos, in Worte zu fassen, was nicht übertragbar war. Danach sprachen wir unter uns polnischen und deutschen Jugendlichen, was sie davon meinten. Da merkten wir, daß wir weniger zwischen den Deutschen und den Polen unterschieden, sondern von Opfern sprachen. Und dann wurde das Bild der Geschichte immer komplizierter und differenzierter.

„Eine feste Brücke zwischen Polen und Deutschen“

Bund der deutschen Minderheit in Danzig

Ursula Radtke, stellv. Vorsitzende

Das Adalbertus-Werk begann seine Tätigkeit schon 1947, aber die Zusammenarbeit zwischen den Danziger Katholiken in Deutschland und den Katholiken, die bis heute noch in Danzig leben, besteht erst seit einigen Jahren. Als sich die politische Lage nach 1989 in Polen änderte, konnten sich Leute, die sich als Deutsche fühlten, in den Bund der deutschen Minderheit in Danzig einschreiben lassen. Mit der Zeit erfuhren unsere Landsleute in Deutschland immer mehr von unserer Organisation und es wurden Kontakte aufgenommen. Die Begegnungen, die bisher in Danzig stattgefunden haben, waren für uns ein

großes Erlebnis. Wir konnten u. a. an einer gemeinsamen hl. Messe in der St. Bartholomäi-Kirche in Danzig teilnehmen, in der regelmäßig an jedem Sonntag vom Pfarrer Niedaltowski eine Messe in deutscher Sprache für die deutsche Minderheit gehalten wird.

Die ältere – wie auch die jüngere – Generation in Danzig wartet immer auf das nächste Treffen und auf ein Wiedersehen mit Freunden des Adalbertus-Werkes aus Deutschland. Es gibt dann viele Gelegenheiten zu Begegnungen und Gesprächen in freudiger Atmosphäre. Es werden Erinnerungen wach, die auch manchmal Tränen in die Augen drücken. Wir sind dem Vorsitzenden des Adalbertus-Werkes, Herrn Gerhard Nitschke, sehr dankbar, daß er uns – d. h. die deutsche Minderheit in Danzig – mit seinen Gruppen besucht. Wir haben bei den Treffen die Möglichkeit, auch zusammen mit polnischen Persönlichkeiten über



Besuch im Hause der deutschen Minderheit in Danzig während der Studientagung im Oktober 1994.

interessante Themen zu sprechen und zu diskutieren.

Während der 2. Deutsch-polnischen Studientagung im Oktober 1995 konnte die deutsche Minderheit sich mit Polen, Kaschuben und Juden aus Danzig und Leuten aus Deutschland treffen und eine gemeinsame Woche mit vielen Gelegenheiten zu Gesprächen verbringen. Diese Veranstaltungen, die das Adalbertus-Werk organisiert, um eine feste Brücke zwischen Polen und Deutschen zu bauen, sind für die deutsche Minderheit ein Zeichen der Hoffnung auf Frieden und noch bessere Freundschaft zwischen unseren Ländern.

Unsere Bemühungen sind nach wie vor darauf gerichtet, in einen Dialog zu kommen, der die Grundlage für eine friedliche Zusammenarbeit bietet. Unser Bund der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Danzig und zum Teil in der Woiwodschaft Stolp zählt ungefähr 4.000 Familien als Mitglieder, die solch einen Dialog und Zusammenarbeit brauchen. Das Adalbertus-Werk führt die gewünschte grenzübergreifende Arbeit durch im politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Bereich, für die gemeinsame europäische Zukunft.

In diesem Jahr findet vom 3. bis 8. Juli auf der Burg Gemen bei Borken in Westfalen

das 50. Gementreffen unter dem Leitwort: „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozeß“ statt. Viele unserer Mitglieder werden an diesem Treffen teilnehmen und freuen sich auf interessante Begegnungen und Gespräche. Wir alle hier aus Danzig, die an dieser Feier nicht teilnehmen können, wünschen dem Adalbertus-Werk und seinem Vorsitzenden, Herrn Gerhard Nitschke, viel Erfolg in der weiteren Arbeit und viel Kraft für die bevorstehenden Aufgaben.

„Die Zukunft braucht unsere Hände“

*Janine Karnas,
Leiterin des Frauenkreises*

Am 3. Juli 1996 wird das 50. Gementreffen beginnen. Viele Bekannte, die sich in Danzig kennenlernten, werden sich dort wiedersehen.

Vor zwei Jahren fand die 1. Deutsch-Polnische Studientagung des Adalbertus-Werkes in Danzig statt. Es ist gut so. Am besten kann man über Danzig, seine Einwohner, seine Geschichte, seine Architektur in Danzig sprechen. Die Marienkirche, den Artushof, die Mottlau kann man nicht nach Aachen, Bremen oder wo anders hin verpflanzen. Danzig bleibt Danzig, auch wenn heute andere Menschen die Stadt bewohnen und eine andere Sprache herrscht.

Danzig war immer eine offene Stadt. Ich finde, daß das Zusammentreffen im Maximilian-Kolbe-Haus bei Pater Dejna zwischen alten und neuen Danzigern – Deutschen aus Danzig und Deutschland und Polen – zum Abbau vieler Vorurteile geführt hat. Nicht umsonst stand über der letzten Tagung 1995 das Thema: „Deutsche und Polen – Hypotheken der Vergangenheit – Chancen für die Zukunft“.

Die Zukunft – die neu aufgebaute Rechtstadt, der Artushof mit dem schon fertig gestellten berühmten Kachelofen, das Uphagenhaus, die Arbeiten an der Johanniskirche – braucht unsere Hände, unsere gemeinsame Hilfe und vor allem ein Herz voller Liebe für unser schönes Danzig, das ein Juwel ist. Ich hoffe, daß unser Zusammentreffen in Gemen für uns alle von Nutzen sein wird und zu neuen Freundschaften führen wird.

„Rückkehr zu den schönsten Traditionen dieser Stadt“

Gesellschaft Polen-Deutschland
in Danzig

Prof. Jan Winklewski, Vorsitzender

Das 20. Jahrhundert geht dem Ende zu, ein Jahrhundert, das entsetzliches Leid über die Bewohner der europäischen Länder brachte. Millionen Menschenopfer forder-

ten schon der Erste Weltkrieg und die Bolschewistische Revolution, Millionen der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen. Millionen Menschen starben in der Ukraine vor Hunger, Millionen wurden – ohne Rücksicht auf das Alter, von Säuglingen bis zu Greisen – unter furchtbarsten Verhältnissen aus den Orten vertrieben, die sie seit vielen Generationen bewohnten, in den fernen Osten, weit nach Asien, oder nach Westen. Millionen ließen ihr Leben, in den Vernichtungslagern, während der Kriegseinwirkungen, bei sinnlosen Luftwaffenangriffen, Plünderungen und Bränden von Städten und Dörfern, Millionen verloren für immer ihre Heimat.

Im Mittelpunkt dieses weiten Raumes liegt Danzig, die Symbolstadt, bekannt seit 1000 Jahren. Die Hafenstadt an der Bucht, mit ihrem tiefem, meist nicht einfrierenden Wasser ohne Tiden, von Norden durch die Halbinsel Hela und gegen Westwinde durch den mit Wäldern bedeckten Höhenzug geschützt, mit dem hochfruchtbaren Danziger Werder im Süden, lehmigen Talböden auf Abschlammungen des Zuflußgebietes der Weichsel. Unter solchen Bedingungen erblühte eine der reichsten und schönsten Städte Europas. Die Stadt, in der ihre Bewohner aus verschiedenen Nationen in Einigkeit und Freundschaft jahrhundertlang miteinander lebten. Die mutige und nicht demütige Stadt, wenn man ihre Unabhängigkeit zu beschränken versuchte, sowohl unter der Herrschaft des Kreuzritterordens, als auch unter den polnischen Königen.

Diese Stadt erwies sich jedoch als zu schwach, um der Gefährdung zu widerstehen, die die Ideologie des Nationalsozialismus mit sich brachte. Sie wurde zum Vorwand für den Zweiten Weltkrieg, den schrecklichsten Krieg in der Geschichte, der total das politische Bild Europas veränderte.

Danzig überstand die sechs Kriegsjahre relativ ruhig. Erst zwei Monate vor dem Kriegsende, nach dem Einmarsch der Roten Armee, wurde die Stadt ausgeplündert und ihr historischer Teil mit dem ganzen Reichtum und der wunderschönen Ausstattung der Kirchen fast völlig verbrannt. Die Danziger – die, die vor dem Einmarsch der Roten Armee die Stadt verlassen hatten, und die, die sich aus dem Stadtbrand gerettet hatten, von hier vertrieben – fanden im Westen ihre neue Heimat. Ihre Zahl steigerte sich noch mit der Zeit, als weitere Danziger ihre Heimatstadt verließen. In Danzig blieben nur wenige, zumeist nur die Bürger, die in der Freien Stadt Danzig die polnische Minderheit bildeten. In die Stadt kamen dann vertriebene Grenzlandbewohner aus den durch die UdSSR besetzten Ostgebieten des Vorkriegspolens, die Obdachlosen aus dem zerstörten Warschau und aus anderen Teilen Zentralpolens, wie auch Heimkehrer nach sechsjähriger Kriegsverhinderung, zu denen auch der Verfasser gehört.

Und dann geschah ein „Wunder“. Die geringe Zahl der verbliebenen bewährten Bürger der Freien Stadt Danzig verstand

es, der kommunistischen Logik zuwider und den Widerstand der neuen Behörden brechend – fast wie der mythologische Tantalus –, die neuen Stadtbewohner zu der gigantischen und in der Welt unvergleichlichen Rekonstruktion der zerstörten Stadt zu ermuntern, trotz der extremen Armut in der Nachkriegszeit. Danzig verwandelte sich bald in eine riesige Steinmetzwerkstatt, man sammelte aufgefundene Bruchstücke von Skulpturen, man ergänzte fehlende Teile aufgrund erhalten gebliebener Dokumentationen, man rekonstruierte Kirchen, Wohnhäuser und Straßen im früheren für Danzig typischen Stil.

Dank mutiger alter Danziger Bürger wurden unschätzbare Kunstwerke gerettet, wie z. B. die Ausstattung des Roten Saales im Rechtstädtischen Rathaus, das Innere des Arthushofes, des Uphagenhauses, die reiche Ausstattung der Marienkirche, die Barockorgel der St. Johanniskirche, die Nep-



Prof. Jan Winklewski, Danzig 1994.

tunsskulptur, usw. Sie wurden außerhalb der Stadt bis zum Kriegsende aufbewahrt. Anteil an der Bewahrung der Kunstdenkmäler hatten auch die neuen Bewohner Danzigs, die gleichzeitig mit der Roten Armee hierher kamen, indem sie das sicherten, was noch zu retten war, z. B. die wertvollen Sammlungen der Danziger Bibliothek und des Stadtarchives.

Die Danziger, die ihre Heimat verlassen mußten, vereinigten sich in der neuen Heimat, um die Traditionen zu pflegen, in denen sie aufgewachsen sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Adalbertus-Werk – Bildungswerk der Danziger Katholiken, welches seit 1947 jährlich auf der Burg Gemen bei Borken in Westfalen zusammentrifft. Leiter dieser Treffen ist der ideenreiche, temperamentvolle, unermüdete Herr Gerhard Nitschke.

Und in Danzig zeigten sich im Laufe der Jahre die wenigen früheren Bewohner dieser Stadt und die überwiegende Anzahl der neuen Bürger ebenso mutig und undemü-

tig, wie ihre Vorgänger in der Geschichte dieser Stadt. Der Zunder des Aufbruchs gegen die sinnlosen Unterdrückungen und Beschränkungen des kommunistischen Systems glimmte stufenweise, bis er endlich – für den Preis vieler Opfer im Abstand mehrerer Jahre – die Gewerkschaft „Solidarność“ gebar. Das führte indirekt zum nächsten „Wunder“ – zum Sturz der Berliner Mauer, dem Wahrzeichen des kalten Krieges und später zum Zerfall des kommunistischen Imperiums.

Den aus ihrer Heimat vertriebenen Danzigern eröffnete sich nun weit das Tor der „verlorenen Stadt“. Es begannen zahlreiche Besuche der in Deutschland wohnenden Danziger, denen – zu ihrem großen Erstaunen – die nach dem Kriege angesiedelten neuen Stadtbewohnern meist mit herzlicher Gastfreundschaft begegneten. Die Begegnungen begleiteten oft auch tiefe Gemütsbewegung, besonders als sich die vertriebenen Danziger mit den dasselbe Schicksal tragenden Bewohnern des ehemaligen östlichen Grenzgebietes trafen. Zugleich gedachten die Polen der uneigennützigen Hilfe, die sie aus Deutschland während des Kriegszustandes erhalten hatten. Auf diese Weise fand der Brückenbau für die Versöhnung und Freundschaft zwischen Deutschen und Polen an, deren Baumeister Danziger sind.

In den letzten Jahren fanden Treffen der ehemaligen und gegenwärtigen Bewohner von Danzig jedes Jahr statt, sowohl in Gemen wie auch in Danzig, was bis unlängst nicht vorstellbar war. Während der Tagungen werden neue Bekanntschaften und Freundschaften geschlossen und vor allem Meinungen ausgetauscht, und so wird das Wissen über Danzig unter den ehemaligen und den heutigen Bewohnern dieser Stadt bereichert. Austausch von Meinungen geschieht auch in der Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung „*adalbertusforum*“, denn die dort erscheinenden Artikel, Beiträge und Berichte kommen von beiden Seiten. Es wächst das gegenseitige Vertrauen und die Freundschaft, die früheren, künstlich genährten, Vorurteile treten ab. Zu dieser Aktivität drängt auch die Jugend der neuen Generation, die Danzig nur vom Erzählen der Eltern und Großeltern kennt.

Das nächste Treffen der Danziger wird das 50ste in Gemen sein. Auf Einladung der in Deutschland wohnenden Danziger kommt nach Gemen immer eine größere Anzahl gegenwärtiger Bewohner von Danzig, darunter auch Studenten der Universität. So vollzieht sich das nächste „Wunder“ der Versöhnung und Verständigung zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung, die Rückkehr zu den schönsten Traditionen dieser Stadt aus der Zeit ihrer größten Blüte in den Grenzen der I. Republik unter der Obhut der polnischen Könige, die so oft mit Vergnügen diese Stadt besuchten, wovon ihre erhaltenen in Sandstein gemeißelten königlichen Wappen zeugen, die bis heute die Tore und manche architektonischen Denkmäler dieser einzigartigen Stadt zieren.

Weitergabe des Erbes

In § 2 ZWECK der Satzung des Adalbertus-Werkes steht geschrieben, daß der Verein sich besonders bemüht „*das heimatische geistige und religiöse Kulturgut zu erhalten, zu pflegen und es in geeigneter Form an die Jugendlichen und Kinder weiterzugeben*“. An anderer Stelle dieser Festschrift wird von dem steten Bemühen berichtet, insbesondere auf den Gementreffen in den Kinder- und Jugendprogrammen dieser Forderung zu entsprechen.

Aus dem Artikel über „*Danzig – Wurzel unserer Arbeit*“ geht hervor, daß die erst 1960 formulierte Satzung des Bildungswerkes nur das aufgriff, was von Beginn der Arbeit an praktiziert wurde: Weitergabe des Erbes von einer Generation an die nächste und zugleich das Bestreben, auch diese dazu fähig zu machen, selbst das Erbe weiterzugeben.

Damals waren wir es, die heutigen „Alten“, die durch die vorhergehende – noch in Danzig wirksam gewesene – Generation erst die rechte Prägung ihres „Danzigbildes“ erhielten“, deren Blick aber auch in den folgenden Jahren auf den gesamten ostmitteleuropäischen Raum gelenkt wurde. Dadurch kamen zwei Aspekte hinzu: weiterzugebendes „Erbe“ bedeutete für uns recht bald nicht mehr nur „*das heimatische geistige und religiöse Kulturgut*“, sondern zum einen das Geistes- und Kulturgut des gesamten ostmitteleuropäischen Raumes, in den unsere Heimat durch vielfache Verknüpfungen eingebunden ist, zum anderen aber auch jenes Gedankengut, das uns in Gemen so wichtig war, der Geist der Verständigung und der Versöhnung mit den Völkern Ostmitteleuropas und besonders mit Polen, und damit zugleich auch das intensive Bemühen um Hintergrundwissen über die Zerwürfnisse, die den Verlauf der jüngsten Geschichte zwischen Polen und Deutschen und darüber hinaus belastet haben.

Arbeitskreis mit Prof. Franz Manthey, Gemen 1964.



Mancher von uns hat damals für sein Studium, seinen Beruf und seine spätere Entwicklung wichtige oder gar entscheidende Anstöße erhalten. So ist innerhalb meines eigenen Studiums sicher die Wahl der Sonderthemen „Kunst des Deutschen Ordens“ und „Ikonenmalerei“ in der Bau- und Kunstgeschichte durch die Bildungsarbeit in Gemen beeinflusst worden. Wichtiger ist jedoch sicher, daß das immanente Bewußtsein einer Verpflichtung, sich um die Aussöhnung mit Polen zu bemühen, durch solche Anreger und Vorbilder wie Prof. Lenz-Medoc und Prof. Manthey in Gemen seine Grundlegung erfuhr.

Einige von uns studierten damals Geschichte mit dem Schwerpunkt Osteuropa, schrieben Examensarbeiten über Themen des Danziger Raumes, bemühten sich dann als Lehrer, das Erbe weiterzugeben. Ande-

„Gemen“ – Anstoß für Studium – Beruf – Leben

Gerhard Nitschke

re engagierten sich politisch, um etwas für die Verständigung mit den östlichen Nachbarn zu tun, oft auf das Unverständnis derer stoßend, die den Heimatverlust und das erfahrene Leid nicht überwinden konnten. Wie radikal jedoch dieses Erbe an Leid-Erfahrung als Impuls für eigenes ethisches Handeln lebensbestimmend werden konnte, hat Rupert Neudeck vor zwei Jahren in Gemen überzeugend dargestellt. Heute sind wir mehr als eine Generation weiter, unsere Kinder haben schon ihr Studium oder ihre Berufsausbildung beendet bzw. stehen kurz davor. Sie haben – teilweise seit dem Kleinkindalter – Gemen „durchlaufen“, Kinder- und Jugendprogramm. Und dennoch war es für uns, die

wir – wenn auch noch im Jugendalter – ja noch zur Erlebnissgeneration gehören, stets eine bange Frage, ob es uns gelingen könnte, denen, die nicht mehr in Danzig geboren sind, das „Erbe“ – mit all seinen oben deutlich gemachten Facetten – so weiterzugeben, daß sie sich angeregt fühlen, es sich selbst zu eigen zu machen und selbständig die Grundlagen weiter zu erforschen.

In den nachstehenden fünf Beiträgen wird exemplarisch deutlich, daß unser Bemühen nicht vergeblich war. Auch in der Generation, die hier ihre Heimat hat, gibt es junge Menschen, denen „Gemen“ Anstoß gab, ihren Blick stärker nach Osten zu wenden, die auf der Burg gewonnenen Einblicke in osteuropäische Phänomene durch eigenes Studium zu vertiefen, sich für Verständigung und Aussöhnung zu engagieren. Dabei kommt ihnen zugute, daß ihnen – im Gegensatz zu uns, die vor 40 Jahren auf Anfragen nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden – heute die Archive in Danzig und ganz Polen offen stehen, daß sie vielfältige Möglichkeiten haben, Polnisch zu lernen – von denen vier der sich Vorstellenden auch Gebrauch gemacht haben –, und daß in Forschung und Lehre ihre Bemühungen heute Unterstützung erhalten – auch anders als bei uns, die häufig bei dem Ansinnen, über Themen aus dem Bereich des ehemaligen Ostdeutschlands arbeiten zu wollen, selbst von Professoren als „des Revanchismus verdächtig“ angesehen wurden.

Danziger Musikgeschichte: „Paul Siefert“

Viola Nitschke

Danziger Musik hatte ich bereits in meiner Kindheit kennengelernt, da neben vielen Bildern und Büchern, die von der großen kulturgeschichtlichen Bedeutung Danzigs zeugen, auch klangliche Beispiele und wissenschaftliche Abhandlungen über die hohe Musikkultur dieser Stadt in meinem Elternhaus zu finden waren. Mehr noch: einige Beispiele ließen sich in umgearbeiteter Fassung auch mit dem Familientrio selbst musizieren und dann auch in Gemen vortragen. Voraussetzungen, die – nachdem dann die Entscheidung für ein musikwissenschaftliches Studium gefallen war – mich sehr bald auch die Chance erkennen ließen, daß hier ein Themenfeld zu finden sei, das noch viele Forschungsdesiderate aufweist und für den deutschen Sprachraum in den 80er Jahren durchaus etwas „exotisch“ erschien.

Schließlich eröffnete sich hier aber auch die Möglichkeit, Musik nicht nur wissenschaftlich zu untersuchen, sondern sie dann oft auch wieder so zu bearbeiten, daß man sie – wenn sie denn aus den alten originalen Drucken erst einmal in unsere Notenschrift übertragen worden ist – auch wieder musi-



Titelseite der „Psalmen Davids“.

zieren kann. Die konkrete Anregung, sich dann mit dem Musiker und Komponisten Paul Siefert, einer der wichtigsten und schillerndsten Persönlichkeiten des Danziger Musiklebens des 17. Jahrhunderts, zu beschäftigen und das noch überlieferte Vokalwerk in den Mittelpunkt der eigenen Forschungsarbeit zu stellen, basiert auf drei wichtigen Ausgangspunkten.

So trat ich erstens mit der Wahl dieses Themas auch in der Familie ein Erbe an, denn mein sehr jung verstorbener Pate Dr. Wolfgang Nitschke, der sich als Musiker und Musikwissenschaftler auch intensiv mit der Danziger Musik beschäftigt hatte – und darüber auch in Gemen referierte –, hatte gut 10 Jahre zuvor noch erste Materialien zu diesem Thema zusammengetragen. Zudem machte ich die Bekanntschaft mit dem letzten deutschen Organisten der Danziger Marienkirche, Herrn Dr. Franz Kessler, der Anfang der 80er Jahre erste größere Veröffentlichungen zu Danziger Musikgeschichte vorgelegt hatte und mir, der jungen Studentin, dann für dieses Themenfeld den Vortritt einräumte. Und schließlich ermunterte mich mein Kölner Professor zu diesem ausgefallenen Thema, schon mit ersten Überlegungen für das Magister- und schließlich auch für das Promotionsprojekt.

Wie gesagt, Paul Siefert (1586–1666) ist eine der herausragenden Musiker- und Komponistenpersönlichkeiten im Danzig seiner Zeit. Aber mit diesem Spezialbereich wenig vertrauten Musikern und Wissenschaftlern ist er allenfalls nur deshalb begegnet, weil sich über seine Kompositionen ein heftiger stilkritischer Streit entfachte, den Siefert mit seinem Gegenspieler, dem Warschauer Hofkapellmeister Marco Scacchi, ausfocht. In diesem Disput wurden schließlich eine Reihe zeitgenössischer Komponisten zu Stellungnahmen veranlaßt. Über der Beachtung dieses musikhistorischen Ereignisses war es aber bis

auf wenige Ausnahmen bisher versäumt worden, den Komponisten Paul Siefert und seine wenigen überlieferten Werke, deren musikhistorische Bedeutung teils auf Anerkennung, teils auf Gleichgültigkeit stößt, in musikhistorischer und werkkritischer Weise zu untersuchen und zu kommentieren. Dies ist der Ansatzpunkt für meine Arbeit.

Paul Sierferts Schaffen als Komponist scheint recht umfangreich gewesen zu sein, erhalten blieben jedoch nur wenige Werke, die Siefert auf eigene Kosten drucken ließ. Die 1640 und 1651 veröffentlichten Motettensammlungen „*Psalmen Davids nach französischer Melodey... Danzig 1640*“ und „*Psalmorum Davidicorum ad Gallicam melodicam... Pars secunda, Danzig 1651*“, sind als Hauptwerke der Vokalkompositionen Sierferts anzusehen und bieten einen wesentlichen Einblick in seinen Kompositionsstil. Die musikalischen Sammlungen der „*Psalmen Davids*“ entstanden nicht zur Bereicherung der Kirchenmusik an St. Marien, sondern zur Musikkpflege im Rahmen der reformierten Gemeinde Danzigs, die getragen wurde vom Akademischen Gymnasium, das in St. Trinitatis und der Gemeinde St. Peter und Paul beheimatet war. Text- und Melodiegrundlage der Kompositionen Sierferts ist die 1564/65 entstandene, jedoch erst 1573 veröffentlichte, Nachdichtung des Goudimel-Psalters durch den Königsberger Universitätsprofessor Ambrosius Lobwasser (1515–1585).

Diese „*Psalmen Davids*“, insgesamt 29 Psalmkompositionen, die zum Teil aus mehreren Motetten von 4 bis 8 Stimmen bestehen, sind das musikalische Material meiner Untersuchungen. Es galt sie alle aus den originalen Stimmbüchern in Partiturforn zu übertragen – das sind dann mehr als 200 Partiturseiten – und dann nach kompositionstechnischen und stilkritischen Merkmalen zu untersuchen. Dabei sind die im 17. Jahrhundert geäußerten Kritikpunkte genauso zu berücksichtigen,

wie eine vergleichende Betrachtung der Werke anderer zeitgenössischer Komponisten (z. B. Samuel Scheidt und Heinrich Schütz). Und schließlich gilt mein Hauptaugenmerk der Tatsache, daß Text und Musik in diesen Kompositionen schon fest zusammengehören und dieser Zusammenhang nicht ausgelassen werden darf, um das – wie es in einer Danziger Ratsakte geschrieben steht – „*turbulente Subjectum*“ Paul Siefert, bzw. dessen musikalisches Werk, wie wir es heute wahrnehmen können, richtig zu beurteilen.

Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Vokalwerk Paul Sieferts habe ich aber auch schon einige Motetten wiederaufgeführt und hier zeigt sich, daß der Komponist gute Kirchenmusik für den Gebrauch geschrieben hat. Die Musik lebendig erklingen zu lassen, ist für mich in jedem Fall eine besonders reizvolle und schöne Form, kulturelles Erbe zu bewahren und weiterzugeben. Und dies nicht nur bei Paul Siefert, sondern auch bei vielen anderen Komponisten aus Danzig und dem ehemals nordostdeutschen Kulturraum.

Polnische Presse in der Freien Stadt Danzig

Stephan Erb

Die polnische Presse in der Freien Stadt Danzig und ihre Haltung zu Fragen der Katholischen Kirche in Danzig 1919 bis 1926.“ Wie kommt man dazu, ein solches Thema für eine Magisterarbeit zu wählen? Dafür gibt es mehrere Gründe: Ein starkes Interesse an der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen und an der Geschichte Danzigs, wo sich diese Beziehungen immer wieder – sei es positiv oder negativ – wie in einem Brennglas verdichteten. Als die Freie Stadt Danzig 1919 als Folge des Ersten Weltkrieges gegründet wurde, war meine Großmutter 18 Jahre alt. Ihr Sohn – mein Vater – war noch nicht einmal neun Jahre alt, als die Freie Stadt Danzig zwanzig Jahre später aufhörte zu existieren und erster Schauplatz des deutschen Angriffs auf Polen und des Zweiten Weltkrieges wurde. Bei den Gementreffen habe ich erlebt, wie eng die aus Danzig stammende Generation meiner Eltern und Großeltern mit dieser Stadt verbunden ist und wie intensiv sie auch ihre spätere Entwicklung, z. B. in den 80er Jahren, verfolgte. Da ich gerne in alten Zeitungen stöberte und ohnehin mit dem Gedanken spielte, eine Zeitlang in Polen zu verbringen, um meine frisch erworbenen theoretischen Sprachkenntnisse einer praktischen Bewährungsprobe zu unterziehen, fiel die Wahl auf das oben genannte Thema.

In der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften wurde ich ziemlich schnell fündig. Nicht nur die deutschen Zeitungen, wie die „Danziger Neue-

sten Nachrichten“, die deutschnationale „Danziger Allgemeine Zeitung“, die liberale „Danziger Zeitung“, die sozialdemokratische „Danziger Volksstimme“ und vor allem das Zentrumsorgan, das „Danziger Volksblatt“ bzw. die „Danziger Landeszeitung“ waren vorhanden, sondern auch die polnischen Zeitungen, die in der Freien Stadt erschienen. Dazu gehörten die „Gazeta Gdańska“, der „Dziennik Gdański“, aber auch polnische Zeitungen in deutscher Sprache, wie die „Polnische Warte“ oder die „Baltische Presse“, mit deren Hilfe national unentschiedene Danziger für das Polentum gewonnen bzw. zurückgewonnen werden sollten.

Bis zur Neuordnung der polnischen Bistümer im Jahre 1992 war das Gebiet des Bistums Danzig identisch mit dem der früheren Freien Stadt Danzig. Der Grund dafür ist schnell gefunden. Die Gründung des Bistums Danzig war eine Folge der Errichtung der Freien Stadt Danzig. Da das Freistadtgebiet kirchlich zu zwei Diözesen gehörte – der größere westliche Teil zum Bistum Kulm mit Sitz im nun polnischen Pelplin und der kleinere östliche Teil zum Bistum Ermland mit Sitz im ostpreussischen Frauenburg – entbrannte zwischen den katholischen Polen und Deutschen bald ein heftiger Streit um die Frage der kirchlichen Zugehörigkeit. Dieser Streit, der 1922 zur Gründung einer Apostolischen Administratur und an der Jahreswende 1925/26 zur Errichtung des Bistums Danzig führte, fand einen starken Niederschlag in der Danziger Presse.

Der Apostolische Administrator und später erste Bischof O'Rourke, der um Ausgleich bemüht war, geriet schnell in das Dilemma, es niemals beiden Seiten recht machen zu können, da jedes Engagement für die eine Seite von der jeweils anderen als feindlicher Akt gewertet wurde. „*Deutsche und polnische Behörden waren an einer Zusammenarbeit mit dem Bischof nur*

interessiert, um ihre nationalistischen Ziele durchzusetzen.“¹⁾

Die deutsche katholische Presse und die polnischen Zeitungen warfen sich gegenseitig vor, Mißtrauen und Haß zu predigen und so die Spaltung der Danziger Katholiken in nationale Gruppen planmäßig voranzutreiben. Diese Spaltung fand auf vielen Ebenen tatsächlich statt. Ein Beispiel dafür war der Konflikt über die polnischen Kindergärten. Kirchliche Vorschulerziehung wurde ein Bestandteil nationaler Interessenpolitik. Ziel dieser Erziehung war nicht Integration im gemeinsamen Glauben, sondern nationale Abgrenzung.

Die polnische Presse in der Freien Stadt Danzig sah in der „Zentrumspartei“ ihren gefährlichsten politischen Gegner. Viele Danziger Polen wählten das „Zentrum“. Den Vertretern des politischen Katholizismus wurde vorgeworfen, die frühere Offenheit gegen konfessionelle Profillosigkeit und nationalistische Kurzsichtigkeit eingetauscht zu haben. Beklagt wurde, daß das „Zentrum“ zwar um polnische Wählerstimmen buhle, in Wirklichkeit aber polenfeindlich eingestellt sei und jede Zusammenarbeit mit der zweiten Republik ablehne. Die „Baltische Presse“ schrieb sarkastisch: „*Ein Zentrumsmann kann keinen Polen leiden, doch seinen Schinken ist er gern!*“²⁾

Ansätze zu konfessioneller Gemeinsamkeit hatten in der aufgeheizten Atmosphäre in der Freien Stadt Danzig selten eine Chance. Die polnische Presse hatte hier eine zusätzliche polarisierende Funktion. Die für meine Arbeit stichprobenartig eingesehenen Ausgaben der Zentrumszeitung vermittelten allerdings den Eindruck, daß es auch seitens der deutschen katholischen Presse wenig Bereitschaft zur Kooperation gab und nationale Emotionen kaum Verständnis für die andere Seite erlaubten.

1) Clauss, Manfred: Der Danziger Bischof Eduard Graf O'Rourke, in: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 42 (1983), S. 120.

2) Baltische Presse vom 5. 11. 1923/Nr. 31.

Titelseite „Polnische Warte“, 1919.

1919-1923
W 01936

Polnische Warte.

Nec temere! Nec timide!

Organ des polnischen Volkskommissariats Danzig.

Er erscheint einmal wöchentlich.
Bezugspreis vom 1. April 1919 ab: vierteljährlich 50 Pl. — Einzelnummer 5 Pl.

Verleger:
„Towarzystwo Wydawnicze Pomorskie“
Aktiengesellschaft — Danzig.

Geschäftliche, redaktionelle Zuschriften
sind an den Verlag: Polnische Warte, Danzig,
Vorständischer Graben 9, zu richten.

Nr. 1. | Sonntags, den 1. März 1919. | 1. Jahrgang.

Der Kampf ums Recht.

Geleitworte.

Die Verwaltung der Bezirke, die von zwei Nationalitäten bewohnt sind, ist eine besondere Probe auf das politische Können, die politische und kulturelle Reife der Regierung und der hinter ihr stehenden Bevölkerungsschichten.

In Preussen, und nach preussischem Vorbild in ganz Deutschland glaubte man von je her in dem Machtprinzip die einzige Lösung der Frage des Verhältnisses gegenüber nationalen Minderheiten zu finden.

In den polnischen, den dänischen Teilen Preussens, in den französischen Teilen des deutschen Reiches — überall kehren dieselben Verhältnisse.

Wir verstehen es, dass der Verlust der staatlichen Selbständigkeit für viele, für die meisten Deutschen der Provinz Westpreussen bitter und schmerzhaft sein würde, wiewohl wir von deutscher Seite kein Verständnis für unser Leid des Verlustes staatlicher Selbständigkeit gefunden haben.

Wir scheitern die Erklärung des Deutschen: Ich will deutsch bleiben, weil die Abtrennung Westpreussens für mich seelisch ein Unglück wäre.

Aber wenn von deutscher Seite wirtschaftliche Gründe ins Feld geführt werden, wenn auf die angeblich verheerenden Zustände in Königsberg hingewiesen wird — nach Zentrumsauffassung herrscht — ... in der Bolschewismus, nach sozialdemokratischer Auffassung herrscht die Reaktion — und ihnen mit Hilfe

Gründe unseres Zieles bewusst. Es liegt darin: einer neuen Rechtsordnung aus Drangal und Not heraus zum Siege zu verhelfen.

Die Schriftleitung.

Neue Männer.

In nächster Zeit sind zwei der wichtigsten Ämter in Westpreussen neu zu besetzen, das Amt des Oberstaatsanwalts bei dem Oberlandesgericht Marienwerder, welches durch den Rücktritt des Herrn Geheimen Justizrats Stachow frei wird, und das Amt des Landeshauptmanns, das durch den Tod des Freiherrn Senft von Piltsch vakant geworden ist.

Parallel zur praktischen Jugendbegegnungsarbeit mit polnischen Partnergruppen im Rahmen der Adalbertus-Jugend und Aktion West-Ost war es mir auch wichtig, mehr über die Geschichte der Staaten Mittel- und Osteuropas zu erfahren. Denn durch den Einblick in historische Entwicklungen können auch aktuelle Prozesse besser verstanden und eingeordnet werden.

Deshalb habe ich im Rahmen meines Studiums Akzente auf die Beschäftigung mit

Forschung über die „Dienststelle Schmelt“

Claudia Gawrich

Themen der mittel- und osteuropäischen, vor allem der polnischen Geschichte, gesetzt. Schließlich habe ich meine Staatsexamensarbeit über einen Aspekt deutsch-polnischer Geschichte im Nationalsozialismus geschrieben.

Die Arbeit beschäftigt sich mit dem „Industriellen Arbeitseinsatz von Juden in Oberschlesien während des Zweiten Weltkriegs“. Im Rahmen einer neugegründeten Verwaltungseinheit, der „Dienststelle Schmelt“, wurde im Oktober 1940 mit dem strukturierten und gezielten Einsatz jüdischer Arbeitskräfte in Fabriken Oberschlesiens begonnen.

Das System baute sich jedoch nicht von unten auf, sondern wurde per Weisung von höchster politischer Ebene installiert. Damit ist klar, daß es sich hier nicht um eine bloße regionale, nur mit geringen Auswirkungen behaftete, sondern um eine Erscheinung mit sehr weitreichenden Konsequenzen handelte.

Am 31. Oktober 1940 ernannte also der Reichsführer-SS Heinrich Himmler den SS-Oberführer Albrecht Schmelt zum „Sonderbeauftragten des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei für fremdvölkischen Arbeitseinsatz in Oberschlesien“.

Kurze Zeit später richtete Schmelt seine Dienststelle in Sosnowitz ein und begann auftragsgemäß ein Arbeitseinsatzsystem aufzubauen. Zum einen teilte er den Firmen mit, daß die Zuständigkeiten in bezug auf die Beschäftigung von jüdischen Arbeitskräften ab sofort in der Verantwortlichkeit seiner Dienststelle lägen. Dies bedeutete zunächst, daß für die Firmen die Meldung jüdischer Arbeitskräfte verpflichtend wurde, was jedoch in vielen Fällen nicht vollständig geschah.

Um hier detaillierte Informationen zu erhalten, wandte Schmelt sich ebenfalls an die Judenräte, deren Zentrale für Ostoberschlesien sich in Sosnowitz befand. Sie wurden angewiesen, alle arbeitsfähigen Juden aufzufordern, schriftliche Angaben über ihren aktuellen Beschäftigungsstand einzureichen. Durch diese Erfassungsmaßnahmen war innerhalb kürzester Zeit die



Bedrich Fritta: „Der Transport“.

Grundvoraussetzung für die Tätigkeit der Dienststelle geschaffen.

Nach Abschluß dieser Institutionalisierungsphase, in der die aktuell beschäftigten jüdischen Arbeitskräfte zentral erfaßt wurden, trat nun die Neurekrutierung vor allem für kriegswichtige Unternehmen in den Vordergrund. Die Firmen konnten Bedarf an Arbeitskräften bei der Dienststelle anmelden. Schmelt gab solche Aufträge an die Judenräte in den Städten weiter, die dann entsprechende Kontingente an Arbeitskräften zu stellen hatten.

Schon nach kurzer Zeit wurden – was zu diesem Zeitpunkt ein Novum war – die Arbeitskräfte in Unterkünften in direkter Nähe der Fabriken untergebracht. Diese zunächst bloß als Arbeits- oder Judenlager bezeichneten Unterkünfte wurden im Rahmen der strukturierten Ausweitung spätestens ab Dezember 1942 unter der einheitlichen Bezeichnung Zwangsarbeiterlager (ZAL) geführt, was auf die Entwicklung eines Systems hinweist.

Die einzelnen Lager waren mit durchschnittlich 200 bis 400 Häftlingen verhält-

nismäßig klein, aber der Komplex weitete sich sehr schnell aus. Schon 1942 waren Ober- und Niederschlesien nahezu flächendeckend von ZAL überzogen und auch im Sudetengebiet wurde bereits mit der Errichtung von ZAL begonnen. Insgesamt beinhaltete der Komplex auf dem Höhepunkt seiner Ausdehnung im Jahr 1943 etwa 160 Lager mit 50.570 Häftlingen. Aussagen ehemaliger Häftlinge zeigen die schwierigen Lebensumstände in den Lagern. Die ZAL waren bewacht, es gab nur miserable Unterkünfte und Verpflegung und die Arbeit war oft gefährlich. Die Häftlinge wurden zudem oftmals von Lager zu Lager verschoben.

Das Lagersystem der Dienststelle Schmelt funktionierte nur bis 1944. Aus bisher noch nicht geklärten Gründen wurden die Lager in dem Jahr entweder zu Nebenstellen des Konzentrationslagers Groß Rosen erklärt oder aufgelöst. Im letzteren Fall erfolgte die Verschickung der Häftlinge nach Auschwitz.

Mit der Geschichte der „Dienststelle Schmelt“, die bisher weder in der deutschen noch in der polnischen Forschung genügend historiographische Beachtung gefunden hat, verbindet sich die These, daß im Rahmen der Tätigkeit dieser Organisation erstmalig während des Zweiten Weltkriegs der gezielte Arbeitseinsatz von jüdischen Arbeitskräften erfolgte. Die Zwangsarbeit der jüdischen Häftlinge in den ZAL ordnet sich der zutiefst widersprüchlichen Struktur der nationalsozialistischen Judenpolitik in den Jahren 1940 bis 1942 zu. Nach anfänglichen Ausgrenzungs- und Vertreibungsmaßnahmen fand innerhalb dieses Zeitraumes der Umschlag zur Vernichtungspolitik statt. Die Verfügungsgewalt über Teile der jüdischen Bevölkerung wurde Schritt für Schritt gesteigert. Die gezielte Nutzbarmachung der Arbeitskraft verbunden mit Konzentrierungsmaßnahmen durch Zwangsunterbringung in der Nähe der Arbeitsstätten sowie Gewaltanwendung und schlechte Versorgung stellte offenbar eine Zwischenstation auf dem Weg zur Endlösung dar.

Juden im Arbeitseinsatz.



Wenn ein Mensch sich frei, ohne materielle und zeitliche Zwänge zu einem Beruf entscheiden kann, so enthält diese Entscheidung zumeist bewußte und unbewußte Elemente, Anlässe, Ursachen und Zufälle. Das gesamte Ausmaß ist schwer zu erfassen. In meiner Erinnerung lassen sich bei der Entscheidung zu meinem Beruf zwei Bereiche unterscheiden: Zum einen die Beschäftigung mit Geschichte, ihre Vermittlung und Bewältigung, die ich in Gemen einige Jahre lang vor meinem Abitur,

Geschichte verschiedener Opfergruppen

Andrea Gawrich

dem Zeitpunkt meiner Berufsentscheidung, erlebt habe. So ist mir bewußt geworden, daß noch etwas anderes hinter dem schlechten Geschichtsunterricht in der Schule wartet, aufregende und umfassende Geschichte.

Zum anderen spielt die Biographie meines Vaters eine Rolle, dessen Vertreibungsschicksal meine Kindheit und meine Erziehung nicht unwesentlich geprägt hat. So bin ich mit Erzählungen aus einer für mich fremden Zeit aufgewachsen. Die Erzählungen waren immer genau und ausführlich, jedoch nie von Haß und Schuldzuweisungen geprägt. Es gab Täter und Opfer, jedoch nicht nur Böse und Gute. Mir scheint

heute, diese Erzählungen haben ein Bedürfnis geweckt, die politischen und gesellschaftlichen Umstände, die zu diesen Erlebnissen, und somit auch zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg führten, umfassend verstehen zu können.

Natürlich gehört noch mehr zu dieser Ausbildungsentscheidung: Spaß an der Geschichtswissenschaft. So war es dann auch Zufall, daß sich das Bochumer Geschichtsstudium tatsächlich als interessant und für mich richtig herausgestellt hat.

Als ich langsam anfangte, die Künste und das Handwerkszeug der Historikerin zu erlernen, und meine Themen freier wählen konnte, landete ich immer wieder bei dem Themenfeld der Geschichte Mittel- und Osteuropas. So habe ich im Laufe meines neuzeitlichen Geschichtsstudiums z. B. über Themen gearbeitet wie die polnischen Aufstände in der Teilungszeit, Polens Entwicklung in der Zwischenkriegszeit oder die Minderheitenpolitik im Rumänien Ceausescus. Auch der Nationalsozialismus spielte eine wichtige Rolle in meinem Studium und dabei vor allem die Geschichte verschiedener Opfergruppen. Zentral ist hier die Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz, die ich z. T. zusammen mit polnischen Geschichtsstudenten erlernt habe, und die ich selber an zahlreiche Schulklassen in einer Bochumer Ausstellung über Auschwitz weitergegeben habe. Nun arbeite ich an meiner Magisterarbeit, und auch ihr Gegenstand spielt sich in Ostmitteleuropa ab: Ich befasse mich darin mit der Arbeit jüdischer Widerstandsorganisationen in verschiedenen polnischen Ghettos während des Zweiten Weltkrieges.

Geschichte zu beschäftigen, lag es nahe, sich nicht nur an den prachtvollen Bauten zu erfreuen und die Orte aufzusuchen, an denen die Eltern ihre Kindheit verbrachten. Die Auseinandersetzung mit dem politischen System in Osteuropa war mir genauso wichtig und für mich viel interessanter, als das politische System Chinas. So beschloß ich nach dem Abitur, Politik und Osteuropäische Geschichte zu studieren und die Frage, in welcher slawischen Sprache ich meinen Pflichtkurs absolvieren würde, war für mich keine. Ich habe ganz selbstverständlich Polnisch belegt (wovon leider nicht allzuviel hängen geblieben ist).

Selbstverständlich muß man sich während des Studiums auch mit Amerika, Israel oder Frankreich beschäftigen, aber fast alle Seminare und Vorlesungen – außerhalb der Pflichtbelegung – hatten bei mir mit der DDR und Osteuropa zu tun, und auch die Magisterarbeit schrieb ich 1987 über ein DDR-Thema: „Umweltpolitik und Umweltdiskussion im politischen System der DDR“.

Exkursionen nach Polen fanden selten ohne mich statt. Sechs Wochen Krakau im Sommer 1984, eine Rundreise mit einem Professor der Hochschule für Planung und Statistik in Warschau 1985 etc.

Während meine Eltern Rheinländer gewesen und hätte es Gemen nicht gegeben, wäre das vielleicht anders verlaufen.

In meinem beruflichen Alltag als Journalist spielt Osteuropa heute nicht mehr die Rolle, die es während Schule und Studium hatte. Heute muß ich mich mit bayerischer Landespolitik beschäftigen, mache Reportagen über wissenschaftliche Themen oder kulturelle Ereignisse in München. Und nach der Wende habe ich inzwischen auch Afrika bereist und mir andere europäische Länder angeguckt.

Böte mir aber jemand einen Korrespondentenplatz in Polen an, würde ich zumindest darüber nachdenken, einige Jahre dort zu arbeiten, und der Kontakt zu den Freunden in Polen und der Ex-DDR ist nie abgerissen. Auch Gemen hat seinen Stellenwert nie verloren – ein einziges Mal bin ich, seit ich denken kann, nicht beim Gementreffen gewesen – zu der Zeit war ich in Polen.

„Berliner Mauer“ nach der Wende, 1990.

Ostorientierung: Schwerpunkte Polen und DDR

Wolfgang Nitschke

Danzig ist nicht meine Heimat und ich fühle mich auch nicht als Vertriebener, obwohl ich nach deutschem Recht sogar Anspruch darauf hätte. Eher schon fühle ich mich als Düsseldorfer, war als Kind oft bei „Fortuna“ im Stadion, trinke gerne Altbier zur Flönz und der Rhein war immer näher als die Ostsee, obwohl wir dort oft den Urlaub verbrachten.

Trotzdem bin ich in gewisser Weise auch in Danzig aufgewachsen – die Gebäude, die Plätze und Straßen, die Geschichte der Stadt waren ein Teil der Kindheit. Und das nicht nur einmal im Jahr in Gemen. Danzig war ein Teil des täglichen Lebens, die Eltern erzählten davon, die Großmutter und die Verwandten. Als ich 1978 dann das erste Mal zu Besuch in Danzig war, hatte ich nicht das Gefühl, Tourist zu sein. Ich kannte mich aus und war auf dem Langen Markt ebenso zu Hause, wie auf der Seestraße in Zoppot.

Hinzu kam die Jugendarbeit, sowohl in der Aktion West-Ost, als auch in der KSJ-Düsseldorf. Auch in diesem Bereich stand die Auseinandersetzung mit allem, was hinter dem Eisernen Vorhang geschah, ziemlich weit oben an. Insbesondere die Partnerschaftsarbeit mit DDR-Jugendlichen spielte in beiden Verbänden eine Rolle und hat sich vermischt. Jugendliche aus dem Arbeitskreis Partnerschaft Düsseldorf kamen zur Adalbertus-Jugend und die DDR-Jugendlichen, die wir über die Düsseldorfer Arbeit kannten, trafen sich mit der AWO-Gruppe in Berlin. Der Stellenwert, den die DDR und Osteuropa in meinem Leben damals hatten, läßt sich auch daran erkennen, daß meine Altersgenossen in Schule und Studium ihren Urlaub in Frankreich, Spanien oder Italien verbrachten. Ich hingegen war in Danzig, Warschau, Budapest, Prag oder Mecklenburg – Paris und London kenne ich übrigens bis heute nicht.

Da ich ebenfalls schon recht früh begonnen hatte, mich mit Politik und



Insgesamt drei Jahre – mit einer Pause von sieben Monaten – bin ich nun „Gastarbeiter“ in Polen. Ein Jahr lang habe ich als wissenschaftliche Hilfskraft an der Danziger Universität gearbeitet und seit zwei Jahren bin ich als Referent für Jugend- und Erwachsenenbildung in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte (IJBS) in Kreisau tätig. Und trotzdem fällt es mir schwer, etwas über mein Leben in Polen zu schreiben. Das liegt zum einen daran, daß mir die nötige Distanz fehlt. Ich bin mittendrin und sehe vielleicht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Zum anderen liegt es daran, daß europäische Begegnung, wie auch unser Leben und Arbeiten in Kreisau, unter ganz spezifischen Bedingungen stattfindet.

Kreisau ist ein geschichtsträchtiger Ort. Nicht nur, weil sich hier der „Kreisauer Kreis“ getroffen hat. Zwei Wiesen von dem Hofgut der Moltkes entfernt gab es ein Kriegsgefangenenlager. Zwei Kilometer entfernt, in Gräditz, befand sich ein Arbeitslager für Juden, das von der „Organisation Schmelt“ betrieben wurde (siehe den Artikel von Claudia Gawrich). Vom Berghaus, dem Tagungsort der „Kreisauer“, hat man einen wunderschönen Blick auf das Eulengebirge. Im Zweiten Weltkrieg mußten dort Gefangene des Konzentrationslagers Groß Rosen, das in Niederschlesien rund hundert Nebenlager hatte, Stollen in den Berg hauen. Man sieht auch die Bahnstrecke, die an Kreisau vorbeifährt. Einmal am Tag kann man in Kreisau einsteigen und bis nach Krakau durchfahren. Die Strecke führt über Auschwitz.

Der Ort, an dem wir arbeiten, beeinflusst unsere Arbeit in hohem Maße. Die historisch-politische Bildung spielt daher natürlich eine große Rolle im Programm der Jugendbegegnungsstätte. Eine Geschichtswerkstatt mit jungen Polen, Deutschen und Ukrainern hat im letzten Jahr eine Broschüre ausgearbeitet, mit deren Hilfe Besu-

cher in Kreisau sich selbst auf eine Entdeckungsreise zu den historisch interessanten Orten aufmachen können. Etabliert haben sich Seminare zu den Kulturdenkmälern in Schlesien, bei denen die Teilnehmer den kulturellen Einflüssen in dieser Region nachgehen. Bei Schulbegegnungen wird immer wieder das Thema „Widerstand“ aufgegriffen und auf seine aktuelle Bedeutung hin überprüft.

Aber es wäre falsch, die Aufgabe der Begegnungsstätte auf die Aufarbeitung deutsch-polnischer Geschichte zu reduzieren. Hier finden seit Jahren internationale Workcamps statt. Im Programm finden sich

Dienst in Kreisau

„Ein europäischer Lernprozeß“

Stephan Erb

Kunst- und Theaterworkshops, Sprachkurse, Fortbildungen für Multiplikatoren der Jugendarbeit und vieles mehr. Kreisau soll ein Ort europäischer Begegnung werden. Deshalb bemühen wir uns besonders darum, Jugendliche aus den östlichen Nachbarstaaten Polens nach Kreisau zu bringen. Spenden, die wir über die „Kreisau-Initiative-Berlin“ erhalten, machen es möglich, daß Ukrainer, Litauer, Weißrussen und Russen an unseren Veranstaltungen teilnehmen. Nicht zuletzt wegen der geographischen Nähe versuchen wir, Kontakt zu Interessierten in der Tschechischen Republik aufzunehmen. Mit zwei polnisch-tschechisch-deutschen Schülerbegegnungen haben wir in diesem Jahr einen Anfang gemacht.

Begegnungen von jungen Deutschen und Polen in Kreisau sind für mich selbstver-

ständlicher Alltag geworden. Auch die Zusammenarbeit mit meinen Kolleginnen und Kollegen in der IJBS ist auf eine positive Weise normal und alltäglich. Abgesehen davon, daß wir garnicht die Zeit haben, um unsere Zusammenarbeit ständig als eine deutsch-polnische zu reflektieren. Es ist eine Arbeit im Team und daß diejenigen, die dieses Team bilden, Deutsche und Polen sind, ist nur eine Eigenschaft unter vielen. Darüber hinaus sind wir je nachdem: Morgenmuffel, Linkshänder, ordnungsliebend, Nichtraucher etc. Wir machen Fehler in der Sprache des jeweils anderen. Wir sind oft einer Meinung. Wir sind manchmal unterschiedlicher Meinung. Trotzdem findet das, was wir bei unseren Gästen anregen sollen, auch bei uns selbst statt: ein deutsch-polnischer oder – besser noch – ein europäischer Lernprozeß.

Zu diesem Prozeß gehört, daß man lernt, zuzuhören, daß man versucht, die Sichtweise des anderen zu verstehen. Täglich bestätigt sich auch in Kreisau das, was Norbert Czerwinski einmal in einem Buch über deutsch-polnische Jugendbegegnungen über Vorurteile geschrieben hat: *„Es ist eine Illusion zu glauben, man hätte nicht doch das ein oder andere Bild, Vorurteil, Erwartung mit im Gepäck. Es kommt darauf an, diese Erwartung und Haltung zu prüfen, zu verändern und gegebenenfalls auch kippen zu lassen.“* Das fällt manchmal auch solchen Leuten schwer, die Polen und seinen Menschen sehr interessiert und aufgeschlossen gegenüberstehen. In einem Bericht, der in einer katholischen Verbandszeitschrift veröffentlicht wurde, hieß es über einen Besuch in Kreisau: *„Die Einrichtung des Hauses liegt auf einem sehr hohen, ich würde sogar sagen westlichen Standard. (Ein mehrstündiger Stromausfall machte uns allerdings bewußt, daß wir in Polen waren.)“* Als ich diesen Artikel las, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der von der IJBS beeindruckte Autor aufgrund des Stromausfalls ein wenig erleichtert war. Endlich stimmten die Realitäten wieder mit den vorgefertigten Bildern von Polen überein.

Aber vielleicht sind die Vorurteile und Stereotypen garnicht das Hauptproblem, sondern – zumindest auf deutscher Seite – eine gewisse Ignoranz gegenüber dem, was sich östlich von Berlin abspielt. Daß man nicht viel über Polen und über Mittel- und Osteuropa weiß, ist nicht so schlimm. Daß es vielen egal ist, was sich in den Nachbarländern abspielt, schon eher. Die vielen positiven Gegenbeispiele in Kreisau machen mir Mut. Für uns, die Mitarbeiter in Kreisau, ist ebenso anstrengend wie faszinierend, dazu beizutragen, daß das große Wort von der „europäischen Verständigung“ beginnt, in „kleinen Gemeinschaften“ Realität zu werden.

P.S.: Für uns Mitarbeiter ist es am schönsten, wenn wir für unsere Arbeit so kräftig gelobt werden, wie mir das neulich passiert ist. Ein Teilnehmer aus einer deutschen Reisegruppe fragte mich in breitem Hessisch: *„Wo haben Sie denn so gut deutsch gelernt? Sie sprechen ja fast ohne Akzent.“*

Schloß Kreisau – Blick von der Seite des Grabens.



Specher und Vorstandstandsmitglieder

in den letzten 10 Jahren

Anmerkung: Diese Aufstellung schließt an die komplette „Chronologie der Sprecher und Vorstände“ der beiden Gemeinschaften seit der Gründung an, die in der *Festschrift zum 40. Gementreffen* enthalten war.

ADALBERTUS-JUGEND Mitglieder des Sprecherteams

Sprecher:

Stephan Erb	1985–1989
Adalbert Ordowski	seit 1989

Sprecherin:

Ursula Ordowski	1986–1990
Andrea Gawrich	1990–1992
Claudia Gawrich	1992–1994
Dorothea Vanselow	seit 1994

Stellvertreter:

Arndt Brede	1986–1988
Wolfgang Nitschke	1985–1988
Adalbert Ordowski	1988–1989
Thomas Kröger	1989–1992
Martin Czerwinski	seit 1993

Stellvertreterin:

Andrea Gawrich	1988–1989
Lioba Erb	1989–1991
Claudia Gawrich	1991–1992
Sabine Alba	1992–1993
Manuela Tucholski	1993–1994
Marianne Nipps	seit 1994

Geistlicher Beirat:

Adalbert Sprint	1981–1988
-----------------	-----------



Das Sprecherteam (1990/91) der Adalbertus-Jugend; v. l.: Thomas Kröger, Lioba Erb, Andrea Gawrich, Adalbert Ordowski.



Prälat Prof. Dr. Franz Josef Wothe (l.), erster Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes 1960–1968. Edmund Neudeck(r), erster Vorsitzender des Adalbertus-Werkes 1960–1986.

ADALBERTUS-WERK e.V. Mitglieder des Vorstandes

1. Vorsitzender:

Gerhard Nitschke	seit 1986
stellv. Vors.:	1977–1986
Schriftführer:	1966–1977

Stellv. Vorsitzende/r:

Dorothea Gerenkamp	1986–1992
Winfried Derow	seit 1992

Schriftführer:

Gerhard Erb	1977–1991
Christel Gollmann	seit 1991

Kassenwart:

Johannes Tucholski	seit 1970
--------------------	-----------

Geistlicher Beirat:

Msgr. Johannes Goedeke	seit 1975
für beide Gemeinschaften	seit 1988



Der amtierende Vorstand des Adalbertus-Werkes; v. l.: Johannes Tucholski, Msgr. Johannes Goedeke, Gerhard Nitschke, Christel Gollmann, Winfried Derow.

Bischof Dr. Carl Maria Splett

geb.: 17. 1. 1898

gest.: 5. 3. 1964

Geboren und aufgewachsen in Zoppot, wurde er 1921 in Pelplin zum Priester geweiht. Danach nahm er seine Studien in Rom auf, die er mit dem Doktor des Kirchlichen Rechts abschloß. 1925 kehrte er in die neu gegründete Diözese Danzig zurück. Er war Kaplan in St. Brigitten, Prangnau, St. Nikolai und ab 1935 Dompfarrer an der Kathedrale zu Danzig-Oliva. Am 24. 8. 1938 wurde er zum Bischof von Danzig geweiht. Sein Amt war in der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges mit großen Schwierigkeiten verbunden, zumal er ab 6. 12. 1939 zugleich das Amt des Apostolischen Administrators der polnischen Nachbardiözese Kulm übertragen erhielt.

1946 machte ein polnisch-kommunistisches Sondergericht ihm einen Schauprozeß. Die nächsten elf Jahre verbrachte er in Kerkern und Isolation. Erst im Dezember 1956 durfte er nach Düsseldorf ausreisen. 1957 wurde Bischof Splett von Papst Pius XII. mit der bischöflichen Seelsorge der Danziger Diözesanen in der Vertreibung beauftragt und wirkte segensreich bis zu seinem Tode 1964. Der Bundespräsident würdigte seine Tätigkeit durch die Verleihung des Großen Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland.

Prälat Dr. Anton Behrendt

geb.: 16. 1. 1896

gest.: 11. 1. 1968

Er wurde in Klein-Zirkwitz in Westpreußen in einer Familie mit 15 Kindern geboren, studierte in Würzburg, Rom und Innsbruck und erhielt 1923 die Priesterweihe. Anschließend war er Vikar an St. Franziskus in Emaus-Schidlitz, in Prangnau, an St. Josef und Kuratus in Kalthof. 1938 berief ihn Bischof Splett als Dompfarrer nach Oliva. Während des Krieges war er Generalvikar der Diözese Danzig. Nach der Vertreibung war Prälat Dr. Behrendt von 1946 bis 1952 in der Diözese Rottenburg und ab 1952 als Pfarrer an St. Ida in Münster-Gremmendorf tätig. Hier baute er die „Zentralstelle der Danziger Katholiken“ auf und gab den ersten „Heimatsbrief“ heraus. Nach dem Tod des Danziger Bischofs 1964 wurde er von Papst Paul VI. zum ersten Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken in Deutschland ernannt und lebte dann in Düsseldorf. Auch ihm wurde 1966 an seinem 70. Geburtstag das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik verliehen.

Prälat Prof. Dr. Franz Josef Wothe

geb.: 21. 10. 1910

gest.: 27. 8. 1994

Er stammte aus Bottrop im Ruhrgebiet und wurde 1940 von Bischof Dr. Carl Maria Splett in der Kathedrale zu Oliva zum Priester geweiht. Er stellte sich der Diözese Danzig für sein ganzes Leben zur Verfügung, blieb 1945 in seiner Pfarrei Herz-Jesu in Danzig-Langfuhr und erlitt das Schicksal der Vertreibung. – 1947 rief er die Gemen-

Wir erinnern uns ihrer in Dankbarkeit

treffen ins Leben, von denen wichtige Impulse für die Bildungsarbeit der Danziger Kirche in der Vertreibung und für die Versöhnungsbemühungen gegenüber Polen ausgingen. Gleichzeitig wurde er Generalsekretär des Internationalen Kolpingwerkes in Köln. Er verfaßte seine Doktorarbeit über Leben und Lehre Adolf Kolpings, war lange Jahre in der Diözese Münster mit vielen Aufgaben in der kirchlichen Sozial- und Bildungsarbeit betraut und trat durch viele Veröffentlichungen hervor. Nach Gründung des Adalbertus-Werkes im Jahre 1960 war er acht Jahre dessen erster Geistlicher Beirat. 1961 wurde er Professor am Priesterseminar in Hildesheim. Nach dem Tod des Apostolischen Visitators Dr. Behrendt 1968 rief Rom ihn in dieses Amt, das er bis 1985 innehatte. Auch in der dann folgenden Zeit nahm Prälat Wothe weiter-

hin Anteil an der Arbeit des Adalbertus-Werkes und hat durch Referate und Hirtenschreiben zu der Thematik der Gementreffen Stellung genommen und so den Geist mitgeprägt.

Prälat Dr. Richard Stachnik

geb.: 7. 7. 1894

gest.: 28. 2. 1982

In Schneidemühl geboren, wurde er 1917 in Pelplin zum Priester geweiht und war zunächst Vikar an verschiedenen Pfarreien der Diözese Kulm. Er vervollkommnete seine Studien in Münster und Freiburg und schloß sie mit dem Doktor der Theologie ab. 1925 berief ihn Bischof O'Rourke als Studienrat und Religionslehrer an die höheren Schulen der Innenstadt Danzig. Ab 1933 war er Abgeordneter im Parlament des Freistaates Danzig und Vorsitzender der Zentrumsparlei. Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft zwang ihn, sich 1937 aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Einige Monate verbrachte er im Gefängnis und im Konzentrationslager Stutthof. Nach der Vertreibung war er von 1946 bis 1953 Religionslehrer in Herne i. W. Auf der Burg Gemen war er einer der ersten Referenten, der großen Anteil an der geistigen Ausrichtung der damaligen Jugendgemeinschaft hatte. Er trat in den Ruhestand, um



Grabplatte in der St.-Lambertus-Basilika, Düsseldorf.

sich ganz kirchenhistorischen Arbeiten widmen zu können. Vor allem beschäftigte er sich mit dem Prozeß zur Heiligsprechung der Dorothea von Montau. Es war wohl seine größte Stunde, als er 1977 im Hohen Dom zu Münster in Anwesenheit von ca. 4.000 Gläubigen als Päpstlicher Hausprälat die Proklamation des Dekretes der Heiligsprechung vornehmen durfte. Kurz vor seinem Tod erhielt er noch die Würde eines Apostolischen Protonotars.

Geistl. Rat Prof. Dr. Franz Manthey

geb.: 19. 4. 1904

gest.: 7. 8. 1971

Nachdem er bereits seinen Doktor in Philosophie gemacht hatte, wurde er 1928 zum Priester geweiht. Von 1932 bis zum Beginn des Krieges war er Professor für Apologetik und Philosophie am Priesterseminar in Pelplin. Nach dem Krieg verbrachte er ein Jahr in einem kommunistischen Straflager. Anschließend durfte er seine Lehrtätigkeit als Professor in Pelplin wieder aufnehmen. Da er jedoch weiterhin Repressalien ausgesetzt war, siedelte er 1958 in die Bundesrepublik über. Von Hildesheim aus, wo er am Bischöflichen Priesterseminar lehrte und als Gefangenenseelsorger und in der Erwachsenenbildung tätig war, wirkte er auch in der Bildungsarbeit der Danziger Katholiken mit, denen er sich heimatisch verbunden wußte. Oft referierte er auf der Burg Gemen und vielen Regionaltreffen, immer wieder auch über theologische und historische Themen, die das Land an Weichsel und Ostsee betrafen. Insbesondere weckte er bei seinen Zuhörer immer wieder das Verständnis für das polnische Volk. Zahlreich sind auch seine Buchveröffentlichungen zum gleichen Themenkreis. Von 1968 bis zu seinem Tode 1971 war er der Geistliche Beirat des Adalbertus-Werkes.

Geistl. Studienrat Dr. Alex Olbrisch

geb.: 1. 5. 1915

gest.: 31. 12. 1969

Geboren und aufgewachsen in Meisterswalde, wurde er nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Innsbruck und Rom 1939 zum Priester geweiht. Er promovierte zum Dr. theol., seine Dissertation hatte zum Thema: „Das Vollkommenheitsstreben der seligen Dorothea von Montau.“ Von 1941 bis 1943 war er Vikar an der Kathedrale zu Oliva und von 1943 bis zum Kriegsende an St. Ignatius in Altschottland. Nach der Vertreibung aus der Heimat war er zunächst Pfarrer in Niebüll und später Religionslehrer in Zulpich, Neuss, Bad Godesberg und Frankfurt/M. Hier widmete er sich nebenher dem Studium der Philologie und machte das Staatsexamen für den Höheren Schuldienst. Von 1953 an war er Studienassessor und Studienrat am Rheingaugymnasium in Geisenheim. Eine schwere Krankheit zwang ihn 1963 in den vorzeitigen Ruhestand. Schon auf dem ersten Treffen der Danziger Katholischen Jugend auf der Burg Gemen war er dabei und war von 1947 bis 1951 der erste Jugendseelsorger der Gemeinschaft.

Pfarrer Gerhard Hoppe

geb.: 4. 2. 1924

gest.: 3. 6. 1989

Er gehörte schon der Generation an, die nach dem Krieg zum Priester geweiht wurde. Nachdem er aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen war, studierte er ab 1946 in Paderborn und Königstein Theologie und Philosophie und empfing 1951 in Limburg die Priesterweihe. Beim ersten Treffen der Danziger Katholischen Jugend 1947 auf der Burg Gemen war er dabei und wurde gleich zum Jugendführer gewählt. Von 1951 bis 1958 war er dann der zweite Jugendseelsorger der Gemeinschaft. Als Kaplan wirkte er in Duderstadt und Lüneburg, als Pfarrer dann in Detfurth. Später war er Caritaspfarrer in Hildesheim. Schwere Krankheit zwang ihn frühzeitig in den Ruhestand, den er zurückgezogen in Niendorf/Ostsee verlebte, sich jedoch stets weiter für die Danziger Arbeit interessierend und gelegentlich auch bei den Vesperandachten in Lübeck mitwirkend.

Jochen Behnke

geb.: 21. 2. 1928

gest.: 25. 1. 1966

Als Prälat Wothe 1947 zum 1. Gementreffen aufrief, war er dabei. Das 2. Treffen organisierte er schon und von 1949 bis 1959

tive entstand, wurde Jochen Behnke dessen 2. Vorsitzender und Geschäftsführer und blieb es bis zu seinem frühen Tod 1966. Mit seiner Dynamik und seinem leidenschaftlichen Einsatz gab er dem Bildungswerk in den ersten Jahren die wesentlichen Impulse für seine Arbeit.

Prof. Paulus Lenz-Medoc

geb.: 10. 8. 1903

gest.: 7. 9. 1987

Er stammte aus Konitz, studierte an den Universitäten Berlin, Köln und Königberg und fühlte sich seinen berühmten Lehrern F. W. Foerster, Max Scheler, Romano Guardini und Gabriel Marcel besonders dankbar verpflichtet. Seine politische Ethik, besonders seine Bemühungen um den Frieden mit den Nachbarn im Osten und Westen – er war seit 1930 Generalsekretär des Friedensbundes Deutscher Katholiken – führte ihn über Verfolgung durch die Nationalsozialisten und Gestapohaft 1934 ins Exil nach Frankreich. Von seinen vielfältigen Aufgaben, die er dort übernahm, wären besonders die Lehraufträge an den Katholischen Universitäten Lyon, Paris und an der Sorbonne zu nennen. Von 1954 bis 1986 war er mit ganz wenigen Ausnahmen als Referent bei den Gementreffen dabei. Sein größtes Anliegen war



Grab auf dem Düsseldorfer Südfriedhof.

war er Sprecher der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend. Gleichzeitig war er seit 1950 auch Diözesanjugendführer von Hildesheim. Er studierte Pädagogik und war anschließend von 1953 bis 1961 Volksschullehrer in Helmstedt und Hildesheim. 1955 heiratete er Maria-Angela Vogt, sie wurden Eltern von fünf Kindern. Aufgrund seiner erfolgreichen pädagogischen Tätigkeit wurde er 1961 an die Pädagogische Hochschule in Alfeld berufen, wo er als Praktikumsleiter die Junglehrer in die Praxis des Schuldienstes einführte. Zu seinen Spuren, die auch heute noch nachwirken, gehört der Bernward-Verlag in Hildesheim. Dieser wurde unter seiner maßgeblichen Leitung zunächst zur Herausgabe ostkundlicher Publikationen gegründet und ist heute der wichtigste katholische Verlag Norddeutschlands. – Nach der Gründung des Adalbertus-Werkes, das 1960 insbesondere auch durch seine Initia-

die Einigung Europas, insbesondere die Aussöhnung Deutschlands mit den Nachbarvölkern Frankreich und Polen. Über allem aber sah er das Liebesgebot Gottes, das Gerechtigkeit und Wahrheit nicht ausschließt. Er hat wohl in ganz entscheidendem Maße den geistigen Weg von Adalbertus-Jugend und Adalbertus-Werk beeinflusst, insbesondere in Hinblick auf die Bemühungen um die Aussöhnung mit Polen. Seine Verdienste für Kirche und Staat wurden durch die Ernennung zum Ritter des Gregoriusordens und die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse gewürdigt.

Edmund Neudeck

geb.: 6. 11. 1905

gest.: 12. 2. 1990

Geboren wurde er in Danzig-Oliva, studierte in Danzig, Graz und Breslau und erwarb sich nach seinem Examen für das

Lehramt an höheren Schulen in den Fächern Mathematik, Physik und Philosophie durch mehrjährigen Schuldienst vor dem Zweiten Weltkrieg an den Privatschulen des Deutschen Schulvereins in Graudenz und durch seine Mitarbeit im Verband Deutscher Katholiken in Polen reiche Kenntnisse über unser polnisches Nachbarvolk. Diese waren für seine spätere Bildungsarbeit im Adalbertus-Werk sehr nützlich. Nach dem Kriege lebte er mit seiner Familie – seiner Frau Gertrud, geb. Bielang und fünf Kindern – in Hagen, wo er bis 1971 als Studiendirektor tätig war. Daneben engagierte er sich in vielen Bereichen der Öffentlichkeit und der Kirche. 1952 wurde er Mitglied des Förderkreises der Danziger Katholischen Jugend, 1957 berief ihn Bischof Carl Maria in den neugegründeten Bistumsrat und 1960, bei der Gründung des Adalbertus-Werkes wurde er dessen 1. Vorsitzender und blieb es über 25 Jahre bis 1986. Von Hamburg bis München, von Aachen bis Berlin referierte er auf den Treffen der Danziger Katholiken. Die Bewahrung des heimatlichen kulturellen und kirchlichen Erbes und dessen Weitergabe an die nachfolgende Generation war für Edmund Neudeck ein wesentliches Anliegen, wozu auch der Dialog mit den heute dort lebenden Polen gehörte. Sein Dienst an der Heimat wurde zum Dienst an der Versöhnung mit Polen, zum Beitrag zur europäischen Friedensarbeit. Der Papst zeichnete ihn 1980 durch die Ernennung zum Ritter des Gregoriusordens, der Danziger Apostolische Visitator Prälat Bieler 1988 durch die erstmalige Verleihung des „Silbernen Olivenblattes“ aus.

Albert Posack
geb.: 22. 9. 1901
gest.: 12. 7. 1976

Durch seine langjährige Arbeit als Abgeordneter des Danziger Volkstages und Parteisekretär der Danziger Zentrumsparterie war er ein guter Kenner des politischen Geschehens in der Heimat. Zu seinen damaligen Aufgaben gehörte u. a. die Organisation der großen Zentrumsversammlungen in der Danziger Sport- und Messehalle und die Besuche der Ortsgruppen der Partei auf dem Lande, wobei er von den Nazis oftmals terrorisiert und auch überfallen wurde.

Nach Krieg und vierjähriger russischer Gefangenschaft lebte er mit seiner Familie zunächst in Aalen in Württemberg und –

nach kurzer Zeit politischer Tätigkeit in der dortigen CDU – ab 1950 in Bonn, wo er bis zu seiner Pensionierung 1966 als Amtsrat im Bundeskanzleramt tätig war. Er blieb aber unentwegt mit der Heimat verbunden und war Mitbegründer des Adalbertus-Werkes. Nach dem Tode Jochen Behnkes 1966 wurde er dessen stellv. Vorsitzender und blieb es bis zu seinem Tode 1976. Auf Studientagungen und im Heimatbrief hat er in Referaten und Aufsätzen besonders über die politische Tätigkeit der Katholiken in der Freien Stadt Danzig z. T. aus eigenem Erleben berichtet und stets einen interessierten Zuhörererkreis gefunden.

Erwin Golm
geb.: 9. 12. 1929
gest.: 15. 6. 1990

Nach der Vertreibung aus der Heimat, in der er noch in den letzten Kriegstagen zur Flak eingezogen worden war, wohnte er



*Pieta, um 1410,
St.-Marien-Kirche,
Danzig.*

zunächst in Hannover, wo er Großhandelskaufmann lernte und sich auch in der Deutschen Katholischen Jugend betätigte. Bei den Danziger Jugendtreffen auf der Burg Gemen war er von Anfang an dabei und wurde, nachdem er 1952 nach Düsseldorf übergesiedelt war, deren ehrenamtlicher Bundesgeschäftsführer sowie Mitglied des Vorstandes der „Aktion heimatvertriebene Jugend im BDKJ“. Selbst seit 1954 mit Christel Golm verheiratet, mit der er vier Söhne hatte, kümmerte er sich damals besonders um Danziger Familien in der damaligen sowjetischen Besatzungszone. Außerdem engagierte er sich für die Danziger Aussiedler der 50er Jahre. 1958 berief Bischof Carl Maria Splett ihn in den Bistumsrat der Diözese Danzig. Über lange Jahre war er ein eifriger Mitarbeiter des Heimatbriefes der Danziger Katholiken.

In seinem Hauptberuf als Industriekaufmann in einem Düsseldorfer Konzern war er langjähriger Vorsitzender des Betriebs-

rates, sowie Mitglied von übergeordneten Gesamtbetriebs- und Aufsichtsräten. Die katholische Soziallehre war eine Wegmarkierung für sein Leben. In seiner neuen Heimat Düsseldorf wirkte er auch aktiv in der katholischen Öffentlichkeitsarbeit mit. So organisierte und leitete er in den 80er Jahren Hilfstransporte nach Danzig, wobei er auch mit führenden Leuten der polnischen Arbeiterbewegung zusammentraf, berichtete darüber in der örtlichen Presse und in der Kölner Kirchenzeitung, für deren Düsseldorfer Lokalteil er verantwortlich zeichnete.

Gertrud Salewski
geb.: 7. 7. 1903
gest.: 2. 12. 1991

Von Jugend an hat sie sich in den Dienst der Gemeinschaft gestellt und war stets zu verantwortlicher Arbeit für andere bereit. Im Bistum Danzig war sie bereits Diözesanpräfektin der Marianischen Kongregation. Nach der Vertreibung trug sie lange Jahre die Arbeit der Danziger Katholiken aktiv mit und engagierte sich gleichzeitig in der Pfarrgemeinde ihrer neuen Heimat Solingen. 1952 gehörte sie zu den Mitbegründern des „Förderkreises der Danziger Katholischen Jugend“. 1957 berief Bischof Carl Maria Splett sie in den neugegründeten Bistumsrat. 1960 war sie maßgeblich an der Gründung des Adalbertus-Werkes beteiligt. Sie opferte ihre Freizeit, um ständig von Solingen nach Düsseldorf zu fahren, wo sie ehrenamtlich die Verwaltungsarbeit des Adalbertus-Werkes erledigte und die Geschäftsstelle leitete. Der Aufbau der Zentralkartei der Danziger Katholiken, die heute noch genutzt wird, war ihr Werk. 1980 verlieh ihr Papst Johannes Paul II. durch die Hand des Apostolischen Visitators Prälat Wothe den Orden „Pro ecclesia et pontifice“ und der Apostolische Visitator Prälat Bieler aus Anlaß ihres 85. Geburtstages 1988 das „Silberne Olivenblatt“.

Charlotte Neumann
geb.: 22. 9. 1948
gest.: 29. 12. 1991

Sie arbeitete seit 1964 in der Danziger Katholischen Jugend mit und wurde 1966 auf dem 20. Gementreffen zur Mädchenführerin gewählt. 1969, nach der Neuordnung der Jugendgemeinschaften und deren Umbenennung in Adalbertus-Jugend, nahm sie sich der Geschäftsführung an, organisierte deren Treffen, bereitete für die Jugend das Gemenprogramm mit vor und war den wechselnden Jugendführungen eine tatkräftige Helferin. In den 70er Jahren half sie im Adalbertus-Werk mit und übernahm 1975 die Leitung der Geschäftsstelle, in der nun die Verwaltungsarbeit von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend vereinigt wurde. Auch als eine schwere Krankheit sie zum Ausscheiden aus ihrem Beruf als Verkaufsleiterin in einem Düsseldorfer Stahlwerk zwang, arbeitete sie in der Geschäftsstelle mit ungebrochenem Engagement weiter, bis sie nach 20 Jahren wechselnder Tätigkeit für unsere Gemeinschaft auch diese Arbeit aufgeben mußte.

Zusammengestellt von Christel Gollmann



Um eine systematisch strukturierte Kulturarbeit mit langfristiger Perspektive leisten zu können, hat der Kreisvertriebenenbeirat am 19. März 1990 Arbeitsfelder ostdeutscher Kulturarbeit abgesteckt und einen Arbeitskreis mit dem Auftrag eingesetzt, eine Konzeption für ostdeutsche Kulturarbeit zu entwickeln, um die bisherigen Ansätze zu vertiefen. Der Arbeitskreis hat diese Konzeption dem Kreisvertriebenenbeirat vorgelegt. Die Besetzung des Arbeitskreises mit Persönlichkeiten, die die verschiedenen Aufgabenbereiche ostdeutscher Kulturarbeit mit besonderer Kompetenz vertreten können, gewährleistet eine sachlich ergiebige Diskussion. Um eine enge Verzahnung mit dem Kreisvertriebenenbeirat sicherzustellen, wurden die Mitglieder aus der Mitte des Beirates gewählt. In speziellen Fragen der Kulturpflege werden darüber hinaus Fachleute, z. B. aus dem Museumsbereich oder aus der historischen Forschung hinzugezogen.

Für die Diskussion und Erarbeitung einer tragfähigen Konzeption war der gedankliche Austausch mit den Vertriebenen, organisiert im BdV und in den Landsmannschaften, insbesondere aber mit den schon vorhandenen Institutionen ostdeutscher Kulturpflege – vor allem den Heimattuben im Kreisgebiet in Bocholt, Borken und Gronau – unverzichtbar.

Gegenstand der Konzeption war die Fortschreibung der bisherigen Arbeitsfelder ostdeutscher Kulturarbeit. Einige Schwerpunkte möchte ich hier kurz vorstellen:

1. Sammlung und Bewahrung ostdeutschen Kulturgutes

Der Kreis Borken widmet sich seit einigen Jahren der Bewahrung ostdeutschen Kulturgutes. Im Jahre 1987 begann der Kreis Borken eine breit angelegte Aktion zur Dokumentation des im Kreis noch vorhan-

denen ostdeutschen Kulturgutes. Ziel war es, sämtliche Kulturgüter der Vertriebenen im Kreis Borken zu erfassen. Die Kulturgüter wurden jeweils in zwei Karteien verzeichnet. Für die karteimäßige Erfassung wurden insgesamt 18 Monate benötigt. Die Ergebnisse wurden in einer Dokumentation auf 188 Seiten zusammengefaßt und

Ostdeutsche Kulturarbeit im Kreis Borken

Bilanz und Perspektiven

Gerd Hilbing

Vertriebenenamt Kreis Borken

ausführlich kommentiert. Eine Auswahl des Kulturgutes wurde zu einer Wanderausstellung zusammengestellt und fast zwei Jahre lang in den verschiedensten Städten gezeigt. Einige Gegenstände aus der Ausstellung wurde dem Kreis Borken geschenkt bzw. als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt. Eine ständige Präsentation ist zur Zeit noch nicht möglich, da es an geeigneten Räumlichkeiten fehlt. Der Kreis wird weiterhin versuchen, die Kulturgüter sinnvoll zur Einrichtung einer ständigen Schausammlung zusammenzufassen.

2. Schülerwettbewerb des Landes NRW „Wir Deutschen und unsere östlichen Nachbarn“

Eine wichtige Aufgabe ist es, der Jugend Kenntnisse über die Völker Mittel- und Osteuropas und über die Deutschen zu

vermitteln, die in diesen Ländern gelebt haben und heute noch leben. Daher unterstützt der Kreis Borken seit Jahren den Schülerwettbewerb „Wir Deutschen und unsere östlichen Nachbarn“. In Zusammenarbeit mit dem Schulamt wirbt das Kreisvertriebenenamt bei den Schulen des Kreises und gibt Hilfestellung für die Teilnahme. Um die Lehrer und Schüler zu motivieren, werden auf Kreisebene Teilnehmer und Schulen geehrt, die sich durch eine besonders aktive Beteiligung auszeichnen. Der Kreis stellt jährlich 3.500,- DM als Geldpreise zur Verfügung. Die Spitzenstellung der teilnehmenden Schulen und Schüler aus dem Kreis Borken im Lande Nordrhein-Westfalen wird jährlich von der Landesregierung bestätigt.

3. Patenschaft des Kreises Borken über den Kreis Breslau-Land

Der Kreis Borken hat durch Kreistagsbeschluß vom 21. Mai 1987 die Patenschaft über den Landkreis Breslau übernommen. Anlässlich des ersten Heimattreffens der Bundesheimatgruppe Breslau-Land in Borken wurde am 28. August 1988 in einem feierlichen Rahmen die Patenschaftsurkunde überreicht. Mit dieser Patenschaftserklärung hat der Kreistag auch den Willen bekundet, die ostdeutsche Kulturarbeit verstärkt zu unterstützen.

4. Hilfen für die Durchführung der Bundesheimattreffen Breslau-Land

Durch die Patenschaft sollen Identität und Zusammenhalt der Bewohner aus dem ehemaligen Landkreis Breslau gesichert werden. Der Kreis Borken leistet im Rahmen der Patenschaft dazu Hilfe; hierzu gehört z. B. die organisatorische Unterstützung bei der Vorbereitung der Heimattreffen. Am 20./21. August 1994 traf sich die Bundesheimatgruppe aus dem ehemaligen Landkreis Breslau schon zum vierten Male in der Kreisstadt Borken, und angesichts der guten Beteiligung von Heimattreunden aus der ganzen Bundesrepublik beabsichtigt die Bundesheimatgruppe Breslau-Land 1996 in Borken das 5. Heimattreffen stattfinden zu lassen. Zur Veranstaltung 1994 gab der Kreis Borken neben der finanziellen Unterstützung von 6.000,- DM eine Broschüre mit dem Titel „Geschichte und Geschichten aus dem Landkreis Breslau und Kreis Borken“ heraus. Damit treten die Vertriebenen aus der Rolle des behüteten und betreuten Patenkindes heraus und werden zu einer Brücke zwischen kommunalen Partnern, die sich zum beiderseitigen Vorteil etwas zu bieten haben.

5. Aufbau einer Kulturgutsammlung Breslau-Land

Nach dem Willen der zuständigen Gremien des Kreises soll sich die Pflege der Patenschaft aber nicht auf finanzielle und organisatorische Hilfen beschränken. Daher wurde – im Sinne des § 96 BVFG – begonnen (neben der oben erwähnten allgemeinen Sammlung ostdeutschen Kulturgutes) eine spezielle Dokumentation und Sammlung des erhalten gebliebenen Kulturgutes aus dem Landkreis Breslau aufzubauen. In

Aufrufen der Bundesheimatgruppe in ihrer Heimatzeitung, dem „Breslauer Kreisblatt“, und bei allen Heimattreffen wurde für diese Kulturgutsammlung geworben. Mit Erfolg: Erste Zugänge sind zwischenzeitlich beim Kreis zu verzeichnen, anerkennende Dankschreiben bewirkten weitere Schenkungen. Als Grundausrüstung einer schlesischen Bibliothek, die bereits über 500 Bände, Bücher, Zeitschriften, Aufsätze und Kartenmaterial umfaßt, hat der Kreis Borken in den beiden letzten Jahren sämtliche Bände und Jahrbücher der schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität Breslau und des Archivs für schlesische Kirchengeschichte angeschafft.

Auf diese Weise kann der Kreis seine Bemühungen um die Erhaltung ostdeutschen Kulturgutes fortführen und zugleich die vorhandene Kartei zum dinglichen Kulturgut durch ein Bild- und Dokumentenarchiv zu Breslau-Land und einen akzentuierten Schwerpunkt erweitern. Ein erster Schritt auf diesem Weg wird die Vorbereitung einer Ausstellung mit dinglichem Kulturgut aus dem Landkreis Breslau sein. Anlässlich des Bundesheimattreffens 1994 in Borken wurde das Konzept dieser Ausstellung den Teilnehmern und den Bürgerinnen und Bürgern aus dem Kreis Borken gezeigt und wirksam für die Kulturgutsammlung Breslau-Land geworben. Die bisherigen Eingänge für die Kulturgutsammlung Breslau-Land reichen aber noch nicht aus, um eine ansprechende Ausstellung gestalten zu können. Die Vorbereitung könnte daher auch der dokumentarischen Erschließung von Kulturgut aus Breslau-Land in ostdeutschen Heimatstuben und sonstigen Institutionen der ostdeutschen Kulturpflege dienen. Besonderes Interesse beansprucht in dieser Hinsicht die Breslauer Sammlung in Köln, die Geschichte und Kultur der Stadt Breslau dokumentiert, aber auch Objekte zum Landkreis Breslau besitzt.

Als eine weitere Aktion ist die Sammlung – und hier speziell die Registrierung – von Kulturgütern aus dem Landkreis Breslau in Privatbesitz durch das Kreisvertriebenenamt in Angriff genommen worden. Nachdem festgestellt wurde, daß noch reichlich interessantes Material mit Museumswert aus ihrer alten Heimat bei den Vertriebenen vorhanden ist, sind die ehemaligen Bewohner des Landkreises Breslau (es sind ca. 3.200 Adressen EDV-mäßig erfaßt) mit der Bitte angeschrieben worden, ihre Kulturgüter zwar nicht dem Kreis Borken zur Verfügung zu stellen – das würde wohl auch nicht gelingen –, sondern ihre Gegenstände auf vorgefertigten Karteikarten zu erfassen und dem Kreis Borken zu übersenden, damit diese bei Gelegenheit für Ausstellungen und Museen leihweise zur Verfügung gestellt werden können.

6. Von der Patenschaft zur Partnerschaft

Der Gedanke, der beim Heimattreffen 1994 der Herausgabe der Broschüre zu Grunde lag, führt weiter: Es gibt in Deutschland inzwischen eine Reihe von Beispielen, in denen Projekte zu Dritt sehr

konkret vorbereitet werden oder bereits gelungen sind. Dazu will der Kreis Borken jetzt auch gehören. Es wurden Überlegungen angestellt, ob die bestehende Patenschaft über den Landkreis Breslau um eine Partnerschaft zu heutigen Gemeinden im Kreis Breslau – so z. B. Kanth und Zobten – erweitert werden kann. Hierzu ist in Zusammenarbeit mit der Heimatgruppe Breslau-Land Kontakt zum Deutschen Freundschafskreis Breslau geknüpft worden. Im Juni 1994 haben anlässlich einer Studienreise nach Schlesien Vertreter der Bundesheimatgruppe Breslau-Land, des BdV-Kreisverbandes Borken und des Patenkreises Borken Kontakte zu den polnischen Bürgermeistern von Kanth und Zobten, zwei Gemeinden in der Nähe von Breslau, aufgenommen. Die Vermittlung erfolgte durch den Deutschen Freundschafskreis Breslau. Bei diesen Zusammenkünften wurden eine Reihe von möglichen Aktivitäten erörtert: u. a. Heimattreffen, kulturelle Ausstellungen und Gastspiele, fachliche Beratungen polnischer Heimatmuseen hinsichtlich der Präsentation des deutschen kulturellen Erbes, die Erforschung der Stadtgeschichte und der Industrieansiedlungen. Wir sind dabei auf interessierte Bürgermeister gestoßen, die uns mit den zuständigen Kulturreferenten zusammenbrachten. Dabei kam auch ein Austausch von Verwaltungsbeamten zur Sprache. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Freundschafskreis und dem Generalkonsulat in Breslau soll jetzt versucht werden, mit den Kulturbearbeitern der Städte Zobten und Kanth, die kleinen vorhandenen Museen und Kirchenarchive in Augenschein zu nehmen.

Die notwendige Brückenfunktion der Vertriebenen und der in ihrer Heimat verbliebenen Deutschen – an der Spitze in der Region Breslau Friedrich Petrach, der übrigens mit der Delegation von sechs Mitarbeitern des DFK Breslau am Bundesheimattreffen im August 1994 in Borken teilnahm – kann nur zur Geltung kommen, wenn beide Gruppen bei den anstehenden Aktivitäten gehört und beteiligt werden. Die Arbeit wird sicherlich nicht ganz einfach sein.

Daß es dabei auch bereits Schwierigkeiten gab, will ich nicht verleugnen. Die erste ergab sich im Sommer dieses Jahres. Nachdem bereits die Genehmigungen der polnischen Behörden zum Aufbau der Ausstellung „Breslaus Malerische Architekturen“ in Breslau vorlagen, an der sich der Kreis Borken auch mit einem erheblichen Zuschuß beteiligte, waren die polnischen Verantwortlichen plötzlich nicht mehr bereit, diese Ausstellung zu zeigen. Sie war von der Breslauer Sammlung Köln in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Freundschafskreis vorbereitet worden.

Nach der „Wende“ ist jetzt auch die Pflege ostdeutscher Kultur im Ursprungsland möglich geworden. Das ist auch die sicherste Form der Erhaltung einer Kultur. Für diese Aufgaben sind in erster Linie die dort noch lebenden Deutschen berufen. Die grenzüberschreitende ostdeutsche Kultur-

arbeit führt jedoch Vertriebene, in der Heimat verbliebene Deutsche und auch die Nachbarvölker zu gemeinsamer Pflege der Tradition und Kultur der schlesischen Region völkerverbindend zusammen. Sie kann einerseits dazu beitragen, Unverständnis und Angst vor einer Selbstfindung der aus diesem Gebiet stammenden und der dort in ihrer Heimat verbliebenen Deutschen abzubauen, andererseits darüber hinaus jedoch zur Verständigung von Deutschen und Polen über die Grenzen hinweg führen. Diesem Anliegen dienen Studienreisen des Kreises Borken, die unter dem Stichwort „Europa der Regionen“ seit 1989 jährlich nach Schlesien durchgeführt werden. Weitere Kontakte nach Schlesien haben innerhalb des Kreises Borken seit Jahren auch die Bolkenhainer – in Verbindung mit der Stadt Borken, die Patenschaftsträger ist – zu polnischen Vertretern der schlesischen Stadt Bolkenhain hergestellt. Die Organisation liegt in Händen der Städtischen Volkshochschule. Besonders bemühen sich im Kreise Borken um Kontakte im Rahmen der deutsch-polnischen Verständigung auch die VHS Ahaus und der Arbeitskreis „Kaschubische Woche in Stadtlohn“.

7. Partnerschaft bietet neue Chancen

So erfordert die politische Veränderung auch eine inhaltliche Erneuerung des Patenschaftsgedankens: Einer Kombination mit dem Partnerschaftsgedanken wird wohl die Zukunft gehören. Daraus ergeben sich auch für die bisherigen Patenschaften neue Aufgaben. Nun weiß ich sehr wohl, daß jeder Kommunalpolitiker erschrocken zusammenzuckt, wenn er etwas von neuen Aufgaben hört, weil das in der Regel ja auch neue Lasten bedeutet. Aber diese neuen Aufgaben sind in Wahrheit neue Chancen; neue Chancen nicht nur in großen europäischen Maßstäben, sondern ganz bürgernah auch auf der kommunalen Ebene.

Eine dieser Chancen besteht darin, daß die Vertriebenen vielfach in aller Stille gute Kontakte zu ihren früheren Heimatgemeinden hergestellt haben und nun oft auch offiziell gesuchte Partner der heute polnischen Gemeindeverwaltungen, Museen oder Kirchengemeinden sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß in diese Kontakte auch die Patenschaftsträger mit ihrem Sachverstand und ihren vielfältigen Möglichkeiten als natürliche Partner einbezogen werden. Zugleich kann der Rahmen einer Partnerschaft zur konkreten Hilfe für deutsche und polnische Menschen genutzt werden. Darüber hinaus ergänzt dieser Beitrag zu einer Zukunftsgestaltung in einem gemeinsamen Europa das Anliegen des Kreises Borken, das dingliche Kulturgut der Vertriebenen und Flüchtlinge zu bewahren. Auch wenn das Patenschaftsverhältnis erst wenige Jahre besteht, so sind doch schon einige Leistungen erbracht worden. Sie werden weiter ausgestaltet und weiter entwickelt. Sie sind der beste Beweis dafür, daß solche Patenschaften auch heute noch sinnvoll und auch notwendig sind.

Am 20. Oktober 1996 darf die Jugendburg Gemen ihr 50jähriges Jubiläum feiern. 50 Jahre – eine Burg – da mag man staunen! Natürlich existiert die Burg Gemen als eine der ältesten Wasserburgen des Münsterlandes und Westfalens weit länger, genau genommen bereits über 900 Jahre. Erstmals erwähnt wird Gemen im Jahre 1092. Dort war die Rede von den Edelherren zu Gemen, die ihre Besitztümer aller Wahrscheinlichkeit nach von der Burg aus regierten und verwalteten. Urkundlich wird Gemen erst später, im Jahre 1274, erwähnt. Aber es ist nicht meine Aufgabe, an dieser Stelle von der geschichtlichen Entwicklung der Wasserburg Gemen zu sprechen, sondern vielmehr von der Jugendbildungsstätte Jugendburg Gemen, die als solche im Oktober 50 Jahre alt wird.

Nach Beendigung des 2. Weltkrieges war es dem „Löwen von Münster“, Kardinal Cle-

ropa aufgebaut werden. Deutsche katholische Jugend, Christus ruft euch! Seid eines Herzens, eines Sinnes und eines Geistes, nicht nur am Altar, sondern auch draußen im Leben; gleich, ob ihr der werktätigen Jugend oder der katholischen Studentenschaft angehört. Reicht einander die Hand – ihr habt eine große gemeinsame Aufgabe: Holt sie heim, die Flüchtlinge, bietet ihnen eine Heimat, eure Hand und euer Herz. Wir wollen ernst machen mit dem Weg der Liebe. Tragt Christus ins Leben, tragt einer des andern Last! Das ist eine Riesenaufgabe – schult euch darin, dazu ist die Burg da!“

Wie man sehen kann, hat es der Bischof von Münster mit der damaligen Kirchengspitze des Bistums Münster geschafft, diese Idee in die Tat umzusetzen. Am 20. Oktober 1946 wurde die Burg feierlich von der Familie Landsberg-Velen und Gemen übergeben und vom Kapitularvikar Vorwerk im Beisein von ca. 4.000 Jugendlichen, die

schutzbetten, mit Decken und mit Bettzeug, mit Waschgarnituren, mit Schemeln und mit Stühlen, mit Tischen, Schränken und Spinden, mit Porzellan, Tassen, Tellern, Schüsseln und Besteck, mit Pfannen und mit Töpfen, mit Öfen – ach, wir haben nichts und können alles gebrauchen!“

Es ging voran! Nach und nach wurde die Burg bewohnbar, Schritt für Schritt ging es vorwärts. Die ersten großen Treffen der Jugend fanden jeweils zu Pfingsten statt. Mit Bannern und Wimpeln zog man singend durch die Stadt um sich schließlich auf der Burg zu versammeln. Riesige Zeltstädte wurden um Lagerfeuer errichtet.

Ende August 1947 trafen sich dann erstmals nach ihrer Vertreibung aus der Heimat über 400 Jungen und Mädchen aus der Diözese Danzig auf der Jugendburg. Im Sommer 1948 wurde die erste Internationale Studentenwoche durchgeführt. Diese darf wohl als der Höhepunkt der vielfälti-



50 Jahre Jugendburg Gemen

Ludger Vennenbernd

Verwaltungsleiter der Jugendburg Gemen

mens August Graf von Galen, ein Anliegen, die Jugendarbeit zu stützen und endlich wieder in richtige Bahnen zu lenken, weg vom ideologischen Größenwahnsinn des „Dritten Reiches“, hin zu einer wieder christlich orientierten Weltanschauung mit der Idee, den Kindern und Jugendlichen in ihrer Entwicklung freien Lauf zu lassen. Es sollte wieder gespielt werden, der Ideenreichtum gefördert werden, Lernen sollte einfach Spaß machen. Vor allem aber war man sich in der Kirchenleitung einig, daß in der Jugend die Zukunft lag. Man mußte ihr deshalb Möglichkeiten bieten, nach schrecklichen Jahren der Angst und Mutlosigkeit, wieder mit Begeisterung und Tatendrang an die Arbeit zu gehen und sich zu beschäftigen. Hierzu sollte die Burg zur Verfügung gestellt werden.

In seiner Ansprache am 20. Oktober 1946 brachte es Prälat Ludwig Wolker – seinerzeit Leiter der „Bischöflichen Hauptstelle für Jugendseelsorge“ – auf den Punkt:

„In der Jugend entscheidet sich die Zukunft. Nach den Erschütterungen der letzten Jahre muß ein neues Deutschland, ein neues Eu-

ropa aufgebaut werden. Deutsche katholische Jugend, Christus ruft euch! Seid eines Herzens, eines Sinnes und eines Geistes, nicht nur am Altar, sondern auch draußen im Leben; gleich, ob ihr der werktätigen Jugend oder der katholischen Studentenschaft angehört. Reicht einander die Hand – ihr habt eine große gemeinsame Aufgabe: Holt sie heim, die Flüchtlinge, bietet ihnen eine Heimat, eure Hand und euer Herz. Wir wollen ernst machen mit dem Weg der Liebe. Tragt Christus ins Leben, tragt einer des andern Last! Das ist eine Riesenaufgabe – schult euch darin, dazu ist die Burg da!“

zum Teil mit Bannern und Fahnen auf den „Zinnen der Burg“ standen, eingeweiht. Die ersten Gäste der Jugendburg betraten erwartungsvoll die Burganlage: saubere Leere, abgesehen von zahlreichen verschlossenen Bücherwandschränken bestand das Inventar fast ausschließlich aus dem Burgvogt Hans Leenen und einem Besen, dessen Stiel im Dorf geliehen wurde. Geschlafen wurde in einem der großen Säle und zwar auf dem bloßen Boden. Erzählungen zufolge mußte man sich das Essen anfänglich noch regelrecht zusammenbetteln. Auf nahegelegenen Äckern wurden die Kartoffeln direkt von den Gästen aufgelesen und zur Küche transportiert. Selbstverständlich wurden sie dann noch geschält, Spülen und Abtrocknen gehörte ebenso zum Alltag der Gäste. Dennoch war stets gute Laune und Freude in den Burgmauern zu spüren.

In einem Aufruf an die Seelsorger und die katholische Jugend im Bistum Münster baten die Diözesanjugendseelsorger Drath und Roth: *„Helft uns mit allem, was ihr irgendwie erübrigen könnt; mit Betten, Luft-*

gen Sommerarbeit auf der Jugendburg bezeichnet werden. Sie führte 85 Vertreter der akademischen Jugend Englands, Frankreichs, Belgiens, Hollands, der Schweiz, Dänemarks, Schwedens und Polens mit rund 100 deutschen Studentinnen und Studenten zusammen. Reiche Anregungen empfing die junge Gemeinschaft von Prof. Paulus Lenz-Medoc, Paris, oder aus Vorträgen von Josef Pieper. Das wesentliche dieser dann jährlich wiederkehrenden Begegnungen war sicherlich der Gedankenaustausch über die verschiedensten brennenden Tagesfragen von Kirche, Politik und Gesellschaft, deren Lösung man gemeinsam anstrebte.

Im September 1950 wurde ein langgehegter Wunsch endlich Wirklichkeit: die neue Burgkapelle konnte am 24. September, dem Sonntag vor Michaelis, von Bischof Michael benediziert und unter den Schutz des Erzengels Michael – des Patrons der Jugend – gestellt werden. 1954 veranlaßte dann der immer stärker werdende Andrang von Jugendlichen zur Burg, daß das neben der Burg gelegene frühere „Renteihaus“ zu einem Jugendschulungsheim um- und ausgebaut wurde.

Im Mai 1955 nahm Burgkaplan Bernhard Wormland Abschied von Gemen und wurde zum Domprobst in Xanten berufen. Er war als erster Burgkaplan in den „Gründerjahren der Burg“ die treibende Kraft in dem Bemühen, die Jugendlichen an diesem Ort zusammenzuführen. In einem Wort von Burgkaplan Wormland von 1948 heißt es: *„Aus der Weisung an die Jugend, die am*

Einweihungstag gegeben wurde, klingt es noch hell in unseren Herzen: Jugend, du bist ein verborgener Schatz! Ungeheures Gold ist in dir. . . Darum soll Burg Gemen eine Goldschmelze werden. Von denen, die hineinkommen in die Burg, soll keiner sein, der nicht hinausgeht heller im Glauben, stärker in der Hoffnung, brennender und opferfreudiger in der Liebe, eifriger im apostolischen Drang, die Welt für Christus zu gewinnen. Dazu will sich die Jugend schulen in ihrer Burg, dazu nimmt sie die ganze Welt der Jungen und Mädchen mit all ihrem frohen Leben, aber auch all der wirtschaftlichen und geistigen Not unserer Tage in die Mauern ihrer Burg hinein, um von da ein belebendes und wärmendes Licht hineinzutragen in die Städte und Dörfer, in die Familien und auf die Straßen. Ein Gnadengeschenk Gottes nannte unser Bischof die Jugendburg. . .“

Dieses Wort aus dem Jahre 1948 hat bestimmt auch heute noch Wirkung und ist übertragbar. Insbesondere wenn man an die stetig steigende Zahl der Kurse „Tage religiöser Orientierung“ denkt! Auch heute kommen die Jugendlichen mit ihren Problemen und Fragen zur Jugendburg, um dort – speziell bei den „Tagen religiöser Orientierung“ –, wenn auch nicht gleich nach einer Lösung, zumindest aber nach einer Antwort auf ihre Fragen zu suchen, und wenn es lediglich darum geht, daß ihnen die Teamer, die Betreuer und Kolleginnen und Kollegen zuhören. Sicher sind die Fragen von heute andere als in der Zeit unmittelbar nach dem Krieg. Die Jugendlichen von heute beschäftigt aber ebenso die Frage nach dem Dasein und der Zukunft. Nicht mehr die Frage nach dem Aufbau einer zerstörten Nation steht im Vordergrund – eher die Frage nach Beschäftigung und dem Sinn des Lebens.

Gleichwohl hat sich auch vieles im Laufe der Jahre auf der Jugendburg geändert. Einige Einrichtungen von damals existieren heute schon nicht mehr. Unter anderem tagt der „Gemener Kongreß“ des Philologenverbandes, der seit 1948 jedes Jahr im September stattfand, schon lange nicht mehr auf der Burg. An deren Stelle sind andere Veranstaltungen getreten, wie beispielsweise die jährlich wiederkehrende Tagung der Religionslehrer an höheren Schulen des Bistums, die über Aschermittwoch stattfindet und mit einem Kaminabend im Rittersaal mit Bischof Dr. Lettmann endet. Ein bedeutender Faktor in der Arbeit der Jugendburg ist seit vielen Jahren die Werkgemeinschaft Musik. Sie ist Träger zahlloser musikalischer Wochenendveranstaltungen, mit den momentanen Schwerpunkten Square-dance, internationale Volkloretänze, Chor- und Big-Band-Veranstaltungen. Besonders erwähnenswert ist hier die Chor- und Instrumentalwoche in den Herbstferien, die 1996 bereits zum 45. Mal stattfinden wird.

Zu den treuen Besuchern gehören von Anfang an auch die Mitglieder der KJG. Man kann schon sagen, die Jugendburg ist Stammhaus der KJG. Vor allem sind die Burgfeste im Sommer der absolute „Ren-

ner“. Das Jahr 1993 war mit beinahe 1.000 Kindern und Jugendlichen der bisherige Höhepunkt. Die Burg platzte fast aus allen Nähten – eine riesige Zeltstadt rund um die Burg erinnerte an schon fast vergessene Zeiten.

Aufgeschlossen ist man in der Jugendburg auch für neue Formen der Gottesdienstgestaltung. Peter Janssens, Musiker, Komponist und Verleger, machte es unproblematisch: Er verteilte die Requisiten aus seinem Schlagzeugkoffer an seine vornehmlich jugendlichen Zuhörer. Handtrommeln, Schellen, Heulflöten, Kuhglocken und Kastagnetten vereinigten sich im Rhythmus zu dem, was man allgemein unter Beat versteht. Das rhythmische Schlagen, Stampfen und Klatschen gehörte zur praktischen Arbeit eines ersten Versuchs, neue Möglichkeiten zur Gestaltung des Gottesdienstes – textlicher und musikalischer Art – zu finden und zu erproben. Mittlerweile ist dies auch schon wieder über 15 Jahre



Der erste Burgkaplan Bernhard Wormland (links) mit Prof. Paulus Lenz-Medoc, 1954.

her. Aus solchen Anfängen entwickelte sich dann bald der „Arbeitskreis Neues Geistliches Lied“, der im Jahre 1994 sein 10jähriges Bestehen in einem großen Forum auf der Jugendburg feiern konnte.

Nach jahrelanger Kleinarbeit und diversen Workshops und Foren zum Thema Neues Geistliches Lied auf der Jugendburg, konnte im September 1993 das völlig neu überarbeitete Liederbuch „miteinander“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Beteiligt waren hier die Hauptabteilung Schule und Erziehung des Bischöflichen Generalvikariates, das Bischöfliche Jugendamt und die Jugendburg Gemen, die damit ihrem Ruf gerecht wurde, schon immer ein Ort gewesen zu sein, wo Jugendliche aus Herzenslust musiziert haben. Wie heißt es so schön: Musik verbindet! Blickt man auf die 50 Jahre zurück, die nun hinter uns liegen, so kann man dies nur bestätigen.

Im Laufe der Jahre hat sich das Gesicht der Jugendburg Gemen immer wieder verändert – für Jugendarbeit ein gutes Zeichen! Waren früher die Großveranstaltungen auf

der Burg zu Hause, so sind es heute eher die vielen kleinen Gruppen, die das Leben der Jugendburg prägen. Gemeinschaft wird aber dennoch groß geschrieben: wird tagtäglich in den Kleingruppen diskutiert, meditiert, gebastelt, gemalt, gespielt, gefilmt, musiziert, gewerkelt, so trifft man sich abends nach wie vor gemeinsam im Burgteller. Die Einzelgruppen fügen sich in der Regel zu einer Gemeinschaft, wenn auch meist nur von kurzer Dauer, von fast 240 Jugendlichen zusammen.

Verändert hat sich aber nicht nur die Arbeitsweise, sondern auch die Art und Dauer des Aufenthaltes. Waren früher eine Verweildauer von 1 bis 2 Wochen die Regel, so liegt der momentane Schnitt bei nur 1,9 Tagen. Fast täglich findet dadurch ein Belegerwechsel statt.

Auch das räumliche Angebot der Jugendburg hat sich im Laufe der Zeit einem Wandel unterworfen. Zu einer ständigen Einrichtung ist zwischenzeitlich der Buchladen geworden, in dem die Jugendburg ein Programm vom Roman bis hin zum theologischen Fachbuch vorrätig hält. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen und meist innerhalb von 2 bis 3 Tagen ausgeführt. Ferner können hier kleine Präsenze zur Erinnerung an die Zeit auf der Burg erstanden werden. Das Angebot erfreut sich zunehmender Beliebtheit, so daß die alten Räumlichkeiten schon wieder zu klein sind und der Buch- und Bilddienst noch in diesem Jahr umziehen muß.

Auch die Küche konnte im Jahre 1992/93 komplett umgebaut und dem heutigen Standard angepaßt und arbeitsfreundlicher gestaltet werden. Bei Einsatz der modernen Technik können heute bis zu 1.000 Essen vorbereitet werden. Die Jugendburg ist ferner in der Lage, fast täglich ein Salatbuffet anzubieten. Besondere Wünsche an die Mahlzeiten können fast alle erfüllt werden, auch Diabetiker erhalten ihre Extrakost. Gutes Essen ist für die Jugendburg Gemen besonders wichtig, schließlich sollen sich unsere Gäste wohlfühlen und das setzt sicher solches voraus.

Da sich in den letzten Jahren die Ansprüche der Unterbringung, auch bei den Jugendlichen, sehr verändert haben – weg von Schlafsälen, hin zu Einzel- bis max. Dreibettzimmern – ist die Jugendburg auch hier tätig geworden. Mit der Anmietung des ehemaligen Schwesternerholungsheimes in der Nachbarschaft „Freiheit“ und dessen kompletten Umbau, können seit 1995 50 neue Bettenplätze ausschließlich in Einzel- und Doppelzimmern angeboten werden. Sämtliche Zimmer verfügen über eine eigene Dusche und Toilette. Auch in den Vorburgen, wo die restlichen 190 Betten zur Verfügung stehen, werden im Laufe dieses Jahres zusätzliche Naßzellen installiert. Schlafsäle existieren überhaupt keine mehr. Man kann wohl behaupten, daß sich das Gesicht der Jugendburg grundlegend geändert hat – wenn auch nicht vom äußeren Erscheinungsbild, so doch vom Innenleben.

Um den veränderten Ansprüchen der Gäste gerecht zu werden, mußten auch drin-

gend neue Gruppenräume geschaffen werden. Der Wegfall der alten Schlafsäle bot dazu Gelegenheit, sie wurden umgebaut und können nun als neue Tagungsräume zu den unterschiedlichsten Zwecken genutzt werden. So verfügt die Jugendburg heute über 27 – z. T. „multifunktional“ nutzbare – Konferenz- und Gruppenräume. Auch von der Ausstattung her konnte sich die Burg in den letzten Jahren erheblich verbessern, angefangen bei der Beleuchtung bis hin zur Schaffung von Sanitäranlagen in der Hauptburg selbst, die für die Allgemeinheit erst seit 1995 zur Verfügung stehen! Fast 50 Jahre lang mußten die Tagungsgäste die Außentoiletten aufsuchen – und das bei Wind und Wetter!

Aber nicht nur technisch hat sich das Gesicht der Jugendburg Gemen verändert. In 50 Jahren haben beinahe 500 Menschen ihren Dienst in dem alten Gemäuer versehen. Angefangen bei den geistlichen Leitern und Rektoren, über das Küchenpersonal einschließlich Praktikantinnen, den Putzfrauen, Hausmeistern, Gärtnern, den Bildungsreferenten, dem Verwaltungspersonal, bis hin zu den Zivildienstleistenden. Jede und jeder einzelne(r) hat bei der Prägung der Jugendburg ein gutes Stück Arbeit geleistet und dazu beigetragen, daß sie nicht gesichtslos geblieben ist.

Gerade erst hat die Jugendburg Gemen einen neuen geistlichen Leiter bekommen. Am 17. März 1996 wurde Hans-Bernd Köppen verabschiedet und Dr. Albert-Peter Rethmann zu seinem Nachfolger ernannt. In einer Feierstunde bedankte sich die Bistumsleitung, vertreten durch Weihbischof Demming, bei dem scheidenden Burgkaplan für die enormen Verdienste um die Jugendburg Gemen.

Für die Zukunft der Jugendburg haben wir uns selbstverständlich eine erneute Aufgabe gestellt: möglichst vielen Jugendlichen soll auf der Burg der christliche Glauben nahe gebracht werden, durch das Angebot von Tagen religiöser Orientierung mit Schulklassen, Wochenenden zur Gruppenleiterschulung für Pfarrgemeinden, Singen und Tanzen mit den Arbeitsgruppen Neues Geistliches Lied und Bibliodrama-Workshops, Verbandsarbeit wie KJG. Selbstverständlich ist die Jugendarbeit auch neuen Ansätzen in der Jugendarbeit völlig offen. Bei der Erfüllung ihrer Aufgaben ist es stets Bestreben der Jugendburg, daß sich unsere Gäste bei uns wohlfühlen – wir wollen jedenfalls hierfür alles nötige tun!

Vergleicht man das heutige Anliegen der Jugendburg Gemen mit dem des damaligen Bischofs und Kardinals Clemens August Graf von Galen, so entdeckt man ohne Zweifel eine Deckung! Man darf wohl mit Recht behaupten, die alten Aufgaben sind heute aktueller denn je! Zum Erreichen eines Zieles braucht man oft Jahre, ja Jahrzehnte oder Jahrhunderte, ohne daß es an Aktualität verliert; lediglich der Weg dorthin ist einer Wandlung unterworfen und das ist gut so. Denn nur so kann sich etwas bewegen und wir können dem eigentlichen Ziel näher kommen: Für uns gläubige Christen liegt dies in der Ewigkeit des Lebens!

Ein besonderes Grußwort am Schluß

Schon nach dem Roh-Umbruch der Festschrift, bei dem – fast wie dafür vorgesehen – auf der vorletzten Seite etwas Platz blieb, erreichte uns noch ein Grußwort, das in einzigartiger Weise die Brücke zur Vergangenheit schlägt und daher besonders erfreut: Josef Rommerskirchen, im Februar dieses Jahres 80 Jahre alt geworden, war nach dem Krieg von 1947 bis 1952 erster Bundesführer des BdkJ und in diesem Amt Ehrengast beim ersten Gementreffen. Seine Worte machen Geschichte präsent und sind zugleich Auftrag für die Zukunft.

Liebe Danziger – alt und jung!

Noch bin ich bewegt von beglückenden Erlebnissen und auch bereichert von sinnvollen Erfahrungen auf einer höchst infor-

gramm“ – mitzuwirken im Prozeß der Versöhnung und Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Menschen und Völkern in Deutschland und Frankreich.

Ebenso möchte ich mich – solange Gott noch will – auch zielgerichtet an der Vertiefung der deutsch-polnischen Beziehungen beteiligen. Die Erinnerungen an die Begegnungen mit Euch Danziger Katholiken vor beinahe einem halben Jahrhundert und seitdem, sowie der Gedankenaustausch mit alten und jungen Menschen deutscher wie polnischer Lebensprägung während der „Schlesien-Reise“ haben mich dazu ermuntert, verpflichtet und ermutigt. Wenn das „Deutsch-französische Jugendwerk“ von den Chronisten der Geschichte bereits als „ein exemplarischer Beitrag zur Einheit Europas“ gewürdigt wird, sollte das recht bald

auch einmal von seinem politisch bedeutsamen Gegenstück, dem „Deutsch-polnischen Jugendwerk“ gesagt werden können.

Nutzt die Chancen, die Älteren die Jüngeren ermutigend und unterstützend, das ist mein Anruf als ehemaliger Bundesführer im Bund der Deutschen Katholischen Jugend und Vorsitzender des Deutschen Bundesjugendrings. Mir klingt das Gebot der Mitverantwortung und -gestaltung noch in den Ohren, das Kardinal Michael von Faulhaber im Jahre 1948 auf einer imposanten Jugendkundgebung uns gerade zu ins Gewissen meißelte mit den Worten „Vox temporis – vox Dei“. Im wegweisenden Buch „Gottes Zeit – unsere Zeit / Gedanken für jeden Tag“, ein belebendes geistig-religiöses Vermächtnis des viel zu jung in die Herrlichkeit seines und unseres Schöpfers heimgekehrten Bischofs von Aachen, Klaus Hemmerle, wird diese damalige Herausforderung beim Aufbruch zu neuen Ufern stetig vergegenwärtigt.

Ich grüße Sie und Euch alle in fortwährender Verbundenheit seit unserem gemeinsamen Beginnen mit der „Aktion heimatvertriebener Jugend“ als Schwestern und Brüder im „Adalbertus-Werk“ und in der „Adalbertus-Jugend“ mit einem frohen, kräftigen und herzlichen Glück auf! Möge das 50. Gemen-Treffen in der traditionsreichen Wasserburg im Münsterland, an dessen Aufbruch dort ich mich beteiligen durfte, unter einem leuchtenden Stern stehen und fruchtbringend dem Frieden unter den Menschen und Völkern dienen, wie er als Aufgabe und Verpflichtung bei der Geburt des Gottes- und Menschensohnes CHRISTUS uns allen aufgetragen wurde!

Ihr und Euer
Josef Rommerskirchen

Wir von der Weichsel
MELODIE U. TEXT: E. KLEINWÄCHTER
SATZ: JÜRGEN PISCHKE
GETRAGEN, DOCH SCHWUNGVOLL

WIR VON DER WEICHEL, WIR VON DEM MEERE,
WIR STEHN FÜR CHRISTUS IN DER ZEIT.
IST UNSER LAND AUCH WEIT IN DER FERNE:
GOTT IST DIE HEIMAT! GOTT IST NAH!
RAUSCHENDE WELLEN, SINGENDE WÄLDER:
ZAUBER DER HEIMAT FÜHLT DAS HERZ.
ÜBER DEM MEERE, ÜBER DER WEICHEL,
LEUCHTEN DIE STERNE EWIG SCHÖN.
WIR VON DER WEICHEL, WIR VON DEM MEERE,
WIR STEHN FÜR CHRISTUS IN DER ZEIT.

„Lied der Gemeinschaft“ von 1947.

matischen Studienfahrt durch schlesisches Land. Und nun ist mein nächstes Vorhaben eine solche durch das „Preussenland“, vom sachkundigen Reiseunternehmen als „Masurenfahrt“ vorgeplant.

Es ist meine Absicht, das ganze Deutschland, geschichtsmächtige Geistes- und Kulturlandschaft inmitten Europas, in Augenschein und erlebt zu haben. Die Zielsetzung aber ist zukunftsgerichtet. Bereits in französischer Kriegsgefangenschaft durfte ich beginnen, in vertrauensvoller Verbundenheit mit dem ehrenvollen „Abbé“ Franz Stock – von dem Nuntius Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., bei der Einsegnung des Toten am 28. Februar 1948 sagte „das ist kein Name, das ist ein Pro-

Gemen-Lied und Gemen-Gedicht

Es gibt unzählige Lieder und Gedichte, die in Gemen entstanden sind und am Geselligen Freitagabend vorgetragen wurden. In den ersten Jahren waren es vor allem Lieder, die Danzig besangen; das „berühmteste“, von Stefan Schwiontek gedichtete und in Gemen immer wieder auf die Melodie „Eine Seefahrt, die ist lustig“ gesungene, entstand schon 1949 (abgedruckt in der Festschrift zum 40. Gementreffen).

Später waren es dann meistens spontane Ergebnisse der Freude in den Gementagen – aber auch des heiteren Nachdenkens über die Thematik, der liebenswürdigen Kritik an Ereignissen und Personen. Auch spiegeln die Lieder meist die jeweilige Zeit wider, da sie zu den gerade gängigen Schlagermelodien getextet wurden.

Drei ganz unterschiedliche Ergebnisse des Pegasus-Rittes seien hier noch einmal festgehalten: zwei Lieder und ein Gedicht, letzteres aus der Feder von Prof. Rhode, der viermal in Gemen über Osteuropa-Themen sprach. Die Entstehungszeit der beiden Lieder liegt etwa 40 Jahre auseinander, so daß sie den beiden genannten unterschiedlichen Tendenzen entsprechen.



Die Heubud'fischer

50er Jahre – Melodie: *Caprifischer*

Wenn bei Bohnsack der bleiche Mond am
Himmel steht

Und das letzte Liebespaar vom Strande
geht,

Legt der Heubud'fischer seine Netze aus
Und bringt Flundern, Aal und Steinbutt
mit nach Haus.

Wenn die Olsche mit de' Kiep zum Fisch-
markt fährt,

Wie es sich für eine Fischfrau so gehört,
Und am Strand mit ihrer Nachbarin dann
klöhnt,

Hört mal zu, wie das tönt:

„Madamke, schöne Flundern wie nie,
De kope Se hied billig nur bi mie,
Madamke, schöne Flundern wie nie,
Hied nur bi mie!“

Wenn um sechs Uhr morgens du zur
Arbeit gehst

Und von weitem Paulchen auf der Fähre
winkst,

Und ein Dampfer nach dem andern fuhr
vorbei

Und du einsahst, daß die Kuhbrück besser
sei,

Wenn dann Paulchen rücksichtslos zu
Schimanski rennt,

Weil ihm seine dreck'ge unrasierte Gurgel
brennt,

Dann ertönte auch wohl einmal der Gesang,
Hört mal zu, wie das klang:

„O Paul, du Schorf, du Saufgenie,
Mußt du saufen schon des morgens so früh.
O Paul, du Schorf, du Saufgenie,
Und vergißt mich hie!“

Wenn der Südwind über Danzigs Mauern
zieht

Und im Steffenspark der weiße Flieder
blüht,

Wird es überall wohl auf den Werften still,
Weil doch jeder Mensch nach Hause aus-
ruhn will.

Wenn vom Rathausurm das Glockenspiel
erklang

Und uns uns're alten Heimatlieder sang,
Ging durch jeden guten Danzigers Gemüt
Nur ein Lied, nur ein Lied:

„Danzig, schönes Danzig, ahoi,
Ich bleibe dir auf ewig, ewig treu.
Danzig, schönes Danzig, o die
Vergeß ich nie!“

Über zwei drei Brücken mußt du geh'n

1994 – Melodie:

Über sieben Brücken mußt du geh'n

Manchmal fährst du mit der Eisenbahn,
oftmals hältst du auch ein Auto an,
früher fuhrst du mit dem Fahrrad her,
heute hast du keine Puste mehr.

Refrain:

Über zwei drei Brücken mußt du geh'n,
um dann vor der Jugendburg zu steh'n.
Die zwei Löwen wachen vor der Tür
und dann weißt du, endlich bist du hier.

Refrain

Im Gepäck hast du 'ne Schere drin,
die Gitarre bringst du auch hier hin,
du vergißt auch nicht das Liederbuch,
denn vom Singen kriegst du nie genug.

Refrain

Manchmal gehst du nicht ins Referat
weil der Wecker nicht geklingelt hat.
Manche sind hier ohne Rast und Ruh,
haben Streß und Hektik immerzu.
Refrain

Von frühmorgens, bis der Tag dann geht,
dreht sich alles um Identität.
Manche Brücke haben wir gebaut,
Peter Maffay dieses Lied geklaut.
Refrain

Manchmal ist dir kalt, doch meistens heiß
und du wünschst dir dann ein großes Eis.
Manchmal sitzt du auch im Schloßcafé,
Hagebuttentea ist dann passe.

Refrain:

Vier fünf Bierchen mußt du übersteh'n,
um dann schwankend vor der Burg zu
steh'n.

Die zwei Löwen wachen vor der Tür,
doch auf einmal sind's der Löwen vier.

Zum 4. Mal in Gemen

1989 – Prof. Dr. Gotthold Rhode

Ein Mensch, der Danzig gut gekannt,
Den Weg hin zu den Danz'gern fand.
Zum vierten Mal in wen'gen Jahren
ist nach Westfalen er gefahren,
Um an dem Treffen teilzunehmen
Im schönen Wasserschlosse Gemen.

Am Anfang fragte er sich beklommen,
Wie werde ich wohl aufgenommen?
Ich stamm' ja nicht von Danzig her,
Nicht aus Kaschubien, nicht vom Meer,
Komm' aus der Provinz Posen nur,
Von edlem Stammbaum keine Spur!

Und obendrein noch – welches Laster,
Sein Vater war luther'scher Paster,
Der Urahn Superintendent –
Woanders man Dekan das nennt –
Zwei Onkel ebenfalls Pastoren
Ist da ein Mensch nicht ganz verloren?

Nur eines ist wohl positiv
Das er sich ins Gedächtnis rief,
Drei Päpste kennt der Mensch persönlich,
Das wirkt doch irgendwie versöhnlich,
Doch reicht das aus, so fragt er frei,
Bei soviel sonst'ger Ketzerei?

Indes gibt viermalige Erfahrung
Den Anfangsängsten keine Nahrung.
Man tät ihn freundlich integrieren,
Läßt nicht den Außenseiter spüren
Und lauscht geduldig seiner Rede
Ohn' wesentliche Widerrede.

Drum ist der Mensch es ganz zufrieden,
Daß viermal Gemen ihm beschieden,
Bedankt sich für die Freundlichkeit
Für Offenheit und Herzlichkeit
Und sagt zum Schluß, wie wohl, ganz froh:
Ihr Danz'ger, macht nur weiter so.